

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Kirche und Kommunismus

Besuch bei Fidel Castro: Vor 25 Jahren reiste Papst Johannes Paul II. nach Kuba

Mit dem Kommunismus stand Johannes Paul II. auf Kriegsfuß. In seinem Heimatland Polen, in Europa, brachte er den Eisernen Vorhang ins Wanken. Umso größer waren die Erwartungen, als der Papst vor 25 Jahren den letzten kommunistischen Diktator aus der Ära des Kalten Krieges besuchte: Fidel Castro. ▶ Seite 7

Straffrei?

Bisher war es strafbar, unansehnliche oder abgelaufene Lebensmittel aus der Mülltonne des Supermarkts zu „retten“. Um der Verschwendung entgegenzuwirken, soll sich das nun ändern. ▶ Seite 25



Gewandelt

Am Mittwoch feiert die Kirche „Pauli Bekehrung“. Doch wer war der Heilige mit römischem Bürgerrecht, der für seine Wandlung vom Saulus zum Paulus bekannt geworden ist? ▶ Seite 12 und 31



Geöffnet

Seit 25 Jahren ist das Archiv der einstigen Inquisition im Vatikan für die Forschung geöffnet. Mancher erhofft sich davon bahnbrechende Erkenntnisse etwa über Pius XII. Wissenschaftler bleiben dagegen zurückhaltend. ▶ Seite 13

Befriedet?

Mehrere Jahre führte Äthiopiens Regierungschef Abiy Ahmed einen Krieg im eigenen Land. Jetzt sieht es so aus, als ob der Frieden in Tigray halten könnte – aber auch im Rest des Landes? ▶ Seite 14



Foto: KNA



Bescheiden wirkt die Französische Kirche, das erste Gotteshaus der hugenottischen Glaubensflüchtlinge in Berlin. Der „Alte Fritz“ ließ es zum Französischen Dom erweitern – zusammen mit dem nahezu baugleichen Deutschen Dom ein Zeugnis gelungener Integration. ▶ Seite 20/21

Leserumfrage

Unter Protest

tausender Klimaaktivisten hat die Polizei den Weiler Lützerath geräumt. Dort wird künftig Braunkohle abgebaut. Umweltbischof Rolf Lohmann fordert einen zügigen Ausstieg aus fossilen Energien (Seite 8). Waren die Proteste gerechtfertigt?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

VOR 925 JAHREN GEBOREN

Hildegards Reformen

Kennerin vermutet: Heilige hätte für moderne Forderungen eher wenig übrig

Sie ist eine der wenigen Kirchenlehrerinnen: Hildegard von Bingen (1098 bis 1179). 2023 wird ihr 925. Geburtstag gefeiert. Zwar kennt niemand den genauen Ort und das Datum – Hildegards Schrift „Scivias“ lässt aber vermuten, dass sie zwischen Mai und September 1098 auf Gut Bermersheim bei Alzey zur Welt kam. Im Interview erläutert die Theologin und Ordensschwester Maura Zátonyi (siehe auch *Kasten*), promovierte Expertin in Bezug auf Hildegard, das Leben und Wirken der berühmten Mystikerin.

Schwester Maura, unter den 37 Kirchenlehrern sind nur wenige Frauen. Nach Teresa von Ávila, Katharina von Siena und Therese von Lisieux ist Hildegard von Bingen erst die vierte Frau – oder schon die vierte?

Ich würde das „schon“ betonen. Dass wir vier Kirchenlehrerinnen haben, ist großartig! Man muss bedenken: Erst ab dem 18. Jahrhundert, seit Papst Benedikt XIV., wurde – teilweise rückwirkend – dieser Titel verliehen. Ich finde es beachtenswert, dass Frauen in einer Zeit, in der sie sonst in der Gesellschaft

keinen Zugang zur Bildung hatten, im Rahmen der Kirche, in den Klöstern, theologische Arbeit mit hoher Qualität betrieben haben.

Heute wird die Lehre überwiegend von Männern vermittelt, Kirchenlehrerinnen im Wortsinne gibt es kaum.

Aber wir haben doch viele Theologieprofessorinnen und Religionslehrerinnen! Ich sehe das nicht so, dass heute die weibliche Stimme nicht gehört werden würde.

Aber als Lehramt der katholischen Kirche wird in der Öffentlichkeit der Vatikan wahrgenommen – und dort sind vornehmlich Männer am Werk ...

Der Papst ist nun mal die höchste Instanz der Lehre. Bei wichtigen Entscheidungen werden Kommissionen gebildet, wie ich etwa aus eigener Erfahrung bei der Heiligsprechung und Erhebung Hildegards zur Kirchenlehrerin erlebt habe. Und in den Kommissionen sind auch Frauen. Darüber hinaus hat Papst Franziskus eine ganze Reihe von Frauen in höchste Ämter gerufen. Wir Frauen können heute

unsere Stimme sehr gut zur Geltung bringen – wie damals Hildegard.

Hildegard hat sich nicht gescheut, den Mächtigen Briefe zu schreiben, sie hat offen ihre Meinung gesagt. Was heißt das für die heutige Zeit?

Hildegard war mit Bischöfen und Erzbischöfen im Briefkontakt. Sie wusste, dass die Theologen die Verantwortung haben, den Menschen den Glauben nahezubringen. Sie hat den Bischöfen ins Gewissen geredet, damit sie diese Pflicht nicht vernachlässigen.

Würde Hildegard heute Reformen in der Kirche fordern, etwa das Diakonat oder das Priestertum für Frauen?

Das wären aus Hildegards Sicht nicht die richtigen Reformen. Die richtige Reform wäre die Umkehr zu Gott und zur Glaubenslehre – das ist bei Hildegard das A und O.

Wäre Hildegard heute beim Synodalen Weg dabei?

Was da als vermeintliche Reform verkauft wird – nein! Hildegard würde diesen Synodalen Weg nicht mitgehen. Ich lese seit 20 Jahren täglich

ihre Briefe und Originalhandschriften aus dem zwölften Jahrhundert und kann wirklich sagen: Hildegard würde bei der Versammlung des Synodalen Wegs höchstens eine feurige Rede halten, dass die Menschen wieder zum Glauben zurückkehren sollen. Sie würde ihnen ins Gewissen reden, die Schönheit der Glaubenslehre wiederzuentdecken.

Aber auch heute erheben Frauen ihre Stimme in der Kirche.

Ja, und es geht darum, wofür man die Stimme erhebt. Hildegard hat immer für die Sache des Glaubens gefochten, aber sie hätte nie für das Frauenpriestertum gekämpft. Das war kein Thema für sie. Sie hat die Hierarchien letztlich akzeptiert.

Sehen Sie das ähnlich?

Ich verweise diesbezüglich auf die Lehre der Päpste. Wir können nicht die Ideale der Kirche zerschlagen, weil wir sie vermeintlich nicht leben können. Wir müssten eher fragen, wie wir die in der Bergpredigt enthaltenen Seligpreisungen heute leben können. Denn die Menschen haben eine Sehnsucht – wie sollte man denn diese Sehnsucht mit den



Maura Zátonyi vor dem Benediktinerinnenkloster in Eibingen bei Rudesheim am Rhein, das auf Hildegard zurückgeht.



▲ Darstellung der „Prophetissa“ Hildegard im nach ihr benannten Kloster Eibingen bei Rudesheim.

Fotos: KNA

zu gestalten. Das ist ein mühsamer Weg, auf dem man viel kommunizieren muss.

Aber wenn der Aggressor nicht kommunizieren will?

Hildegard machte sich keine Illusionen. Sie rechnete mit der Existenz des Bösen. Für sie war klar, dass wir in einem Kampf mit dem Bösen leben. Sie hat in ihrem Werk „Das Buch der Lebensverdienste“ 35 Formen des Bösen beschrieben, die in ihrer Heimtücke manchmal gar nicht auf den ersten Blick als das Böse erkennbar sind. Die stärkste Waffe für den Kampf gegen das Böse ist die Hoffnung.

Kann man Hildegard für heute nutzbar machen? Uns trennen 900 Jahre!

Hildegard ist nicht einfach zu lesen. Aber dadurch wird die Sache umso spannender, weil ihre Botschaft tiefgründig ist. Das Evangelium ist 2000 Jahre alt und kann mitunter ebenfalls ein harter Brocken sein – und ist trotzdem aktuell.

Ist Hildegard für Sie ein Vorbild im Glauben?

Sie war für mich keine Freundin gewesen. Erst durch die kritische, wissenschaftliche Auseinandersetzung ist sie mir zu einer Meisterin im Glauben und Leben geworden. Ihre Weisheit beeindruckt mich immer wieder neu.

Interview: Norbert Demuth

Diskussionen um das Frauenpriestertum stillen können?

Heute ist die Schöpfung durch den Klimawandel bedroht wie nie zuvor. Hätte Hildegard Verständnis für Klimaschutzaktivisten?

Es gibt eine Passage in ihrem Werk mit dem Titel „Die Klage der Elemente“, die frappierend mit der Umweltenzyklika von Papst Franziskus übereinstimmt. Auch bei Hildegard heißt es etwa, die Luft sei verschmutzt. Die Ursache dafür sei, dass sich der Mensch als Rebell in der Schöpfung aufführe. Hildegards Lösungsansatz ist, dass der Mensch wieder seinen Platz in der Schöpfung wahrnimmt, als Abbild Gottes. Dadurch, dass er mit Vernunft und einem Leib ausgestattet ist, ist der Mensch fähig, das Schöpfungswerk fortzuführen. Das ist sein Auftrag in der Welt.

Der Ukraine-Krieg dauert seit elf Monaten an. Hat Hildegard eine Friedensethik entwickelt?

Ich würde es kommunizierendes Friedensverständnis nennen. Für sie ging es darum, sich durch konstruktive Konfrontation der Wahrheit zu stellen und so den Friedensprozess

Päpste standen Hildegard zur Seite

Dass Hildegard von Bingen, die vor allem in Deutschland schon lange verehrt wird, heute als Heilige und Kirchenlehrerin gilt, ist besonders einem Mann zu verdanken: dem kürzlich verstorbenen Papst Benedikt XVI. Hildegard, zu Lebzeiten umstritten und zum Beispiel wegen ihrer Erleichterungen für Mit-Nonnen immer wieder angegriffen, war die erste Ordensfrau, die öffentlich zur Umkehr aufrief und – mit Erlaubnis durch Papst Eugenius III. – offiziell zu theologischen Sachverhalten Stellung bezog. Während die drei theologischen Werke der Äbtissin samt ihrer Visionen eindeutig auf ihre Urheberschaft zurückgeführt werden, ist dies bei den natur- und heilkundlichen Schriften nicht vollends gelungen. Vorhandene Kopien entstanden erst 100 Jahre nach ihrem Tod. Gleichwohl gilt die Universalgelehrte als Anstoßgeberin. Die sogenannte „Hildegard“-Medizin ist freilich eine Marketing-Erfindung der 1970er Jahre.

Rupertsberg, das Kloster, das Hildegard leitete, wurde im 30-jährigen Krieg von den Schweden zerstört. Ein Bild ihrer unzerstörten Wirkungsstätte findet sich auf der Weihnachtstafel des berühmten Isenheimer Altars, den Matthias Grünewald, Kenner der Gegend in und um Bingen, schuf. Nach Hildegards Tod mit 82 Jahren am 17. September 1179 gab es mehrere Versuche, sie zu kanonisieren. Sie kamen zu keinem Abschluss. Gleichwohl wurde Hildegard in den folgenden Jahrhunderten wie eine Heilige verehrt. Papst Benedikt XVI., der sich schon als Professor in Bonn (1959 bis 1963) intensiv mit Hildegard beschäftigt hatte, dehnte am 10. Mai 2012 als Pontifex ihre Verehrung auf die ganze Kirche aus und schrieb sie in das Verzeichnis der Heiligen ein.

Am 27. Mai 2012 (Pfingstsonntag) gab er seine Entscheidung bekannt, Hildegard zur Kirchenlehrerin zu erheben, was am 7. Oktober 2012 zeitgleich mit der Erhebung des Johannes von Ávila erfolgte.

Die Benediktinerin Maura Zátonyi (siehe Interview), Vorsitzende der Sankt-Hildegard-Akademie in Rudesheim-Eibingen, hat maßgeblich an den theologischen Gutachten mitgewirkt, die 2012 die Erhebung zur Kirchenlehrerin bewirkten. KNA/red



▲ Als Matthias Grünewald den Isenheimer Altar schuf, war Kloster Rupertsberg noch intakt.

Kurz und wichtig



Führende Position

Monsignore Daniel Pacho (48) ist von Papst Franziskus in eine führende Position im vatikanischen Staatssekretariat berufen worden. Er ist nun als Untersekretär an dritthöchster Stelle im für multilaterale Beziehungen zuständigen Bereich des Staatssekretariats. Diesen Posten hatte bislang die italienische Juristin Francesca Di Giovanni (69) inne. Der aus Frankfurt am Main stammende Geistliche wurde im Bistum Fulda zum Priester geweiht und trat 2010 in den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls ein.

Kein Treffen

Der Schauspieler Anthony Hopkins (85), der in dem Kinofilm „Die zwei Päpste“ Benedikt XVI. spielt, hat den emeritierten Papst damals nicht persönlich treffen können. Das berichtet Erzbischof Georg Gänswein in seinem Buch „Nichts als die Wahrheit“. Hopkins hat demnach 2019 während der Dreharbeiten in Rom den zurückgetretenen Papst treffen wollen. Dies habe man jedoch „nicht für opportun gehalten“. Wer diese Entscheidung traf, schreibt Gänswein nicht. Zur Begründung führt er an, ein solches Treffen hätte als unausgesprochene Bestätigung für einen Film benutzt werden können, in dem Begebenheiten geschildert wurden, die so nie stattgefunden haben.

Neue Ermittlungen

Die Staatsanwaltschaft des Vatikanstaats ermittelt im Fall der vor 39 Jahren verschwundenen Vatikanbürgerin Emanuela Orlandi. Zuvor hatte deren Familie über Medien und durch ihren Anwalt Druck aufgebaut, um eine Wiedereröffnung des 2015 abgeschlossenen Falls zu erwirken. Durch die Netflix-Serie „Vatican Girl“ hatte der Fall 2022 neue Aufmerksamkeit erfahren. Nach Orlandis Verschwinden hatten Anwälte, Ermittler und Medien immer neue Hypothesen über einen vermuteten Tathergang und mutmaßliche Zusammenhänge aufgestellt.

Trauer um Olbert

Franz Olbert, einstiger Bundessekretär der von Heimatvertriebenen gegründeten katholischen Ackermann-Gemeinde, ist am 11. Januar im Alter von 87 Jahren verstorben. Der aus dem nordmährischen Schlettau stammende Olbert war von 1976 bis 1998 Ackermann-Generalsekretär und setzte sich in dieser Funktion für Versöhnung und Verständigung mit den tschechischen Nachbarn ein. Olbert war zudem unter anderem stellvertretender Vorsitzender und ehrenamtlicher Geschäftsführer des Sozialwerks der Ackermann-Gemeinde (1976 bis 2011).

Trennung von Rupnik

Die Päpstliche Universität „Gregoriana“ in Rom hat sich von Pater Marko Rupnik SJ getrennt. Er stand zuletzt im Mittelpunkt von Medienberichten über angebliche sexuelle Ausnutzung mehrerer Ordensfrauen. Wie es heißt, er darf an der Universität nicht mehr lehren und keine wissenschaftlichen Arbeiten mehr begleiten. Rupnik wird jedoch im Päpstlichen Jahrbuch weiter als „Consultor“ von drei vatikanischen Behörden aufgeführt.

Foto: Elena Torre from Viareggio, Italia/Wikimedia Commons/CC BY-SA 2.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0)



▲ Die Trauerfeier für Kardinal George Pell fand am vorigen Samstag im Petersdom statt. Papst Franziskus würdigte ihn als „treuen Diener“. Foto: KNA

Requiem für Kardinal Pell

Leichnam wurde anschließend nach Australien überführt

ROM (KNA) – Bei einem Requiem im Petersdom haben am vorigen Samstag zahlreiche Menschen vom australischen Kardinal George Pell Abschied genommen.

Unter den Trauergästen war auch der Bruder des Verstorbenen, David Pell. Kardinaldekan Giovanni Battista Re leitete die Zeremonie.

Am Ende der Messe nahm Papst Franziskus persönlich die Riten der „Ultima Commendatio“ (Aussegnung) und „Valedictio“ (Verabschiedung) vor. Nach der Trauerfeier wurde Kardinal Pells Leichnam nach Australien überführt und in der Krypta der Kathedrale von Sydney beigesetzt.

Der Kardinal war am 10. Januar mit 81 Jahren in Rom an den Folgen einer Hüftoperation gestorben. Er war von 2014 bis 2017 als Verantwortlicher für Wirtschafts- und Finanzfragen einer der mächtigsten Männer im Vatikan.

400 Tage Haft

Pell war der bislang ranghöchste katholische Geistliche, der wegen angeblichen sexuellen Missbrauchs verurteilt und inhaftiert wurde. Er wies stets alle Vorwürfe zurück. 2020 sprach ihn Australiens Oberstes Gericht aus Mangel an Beweisen frei, so dass er nach 400 Tagen wieder auf freien Fuß kam.

Kein Rauswurf

Neue Details zu Gänsweins Auszug aus „Mater ecclesiae“

ROM (KNA) – Der Auszug des ehemaligen Papstsekretärs Georg Gänswein aus seinem Zimmer im Alterswohnsitz des verstorbenen Benedikt XVI. im Vatikan ist offenbar kein Rauswurf. Dies hatten einige Medien kolportiert.

Wie die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) aus Vatikanreisen erfuhr, hat Gänswein schon vor Jahren eine Wohnung zwischen dem vatikanischen Gästehaus und der Audienzhalle bezogen. Diese Dienstwohnung erwähnt Gänswein auch in seinem neuen Buch; ebenso die Tatsache, dass es im Alterssitz des Papstes nur ein einzelnes Zimmer für ihn gab. In Medienberichten war zuvor von einer von Papst Franziskus angeblich

persönlich unterschriebenen Kündigungsmittelung zum 1. Februar die Rede. Eine solche gab es aber offenbar nicht.

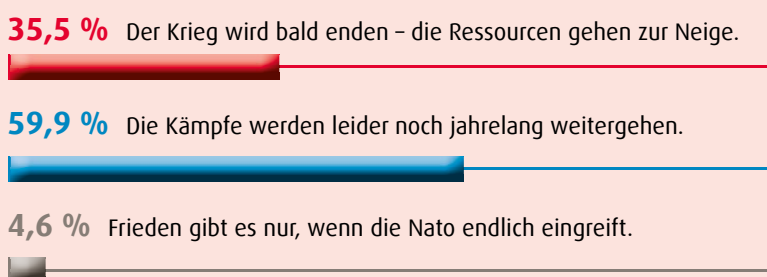
Jungfrauen ziehen aus

Auch die vier geweihten Jungfrauen, die einer Laienvereinigung angehören und den ehemaligen Papst in seinen letzten Lebensjahren betreut hatten, werden, wie es im Vatikan heißt, in den kommenden Wochen das einstige Kloster „Mater ecclesiae“ in den vatikanischen Gärten verlassen. Sie hatten dort bislang eine Etage für sich.

Das gesamte Gebäude solle demnächst renoviert werden. Über die künftige Nutzung sei noch nicht entschieden.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 1

Nach fast einem Jahr Krieg in der Ukraine: Wird es 2023 endlich Frieden geben?



GROSSEREIGNIS IN DER DIASPORA

Auch Glaubensferne ansprechen

Bischof Ulrich Neymeyr zu den Vorbereitungen für den Katholikentag 2024 in Erfurt

ERFURT – Die Vorbereitungs-Maschinerie kommt langsam in Fahrt. In knapp anderthalb Jahren findet im Mai 2024 erstmals ein deutscher Katholikentag in Erfurt statt. In den vergangenen Jahren ist dieses fünftägige christliche Großevent etwas in die Krise gekommen: weniger Besucher, ausbleibende Promis, eine ausufernde Zahl an Veranstaltungen. Der Erfurter Bischof Ulrich Neymeyr spricht im Interview über den Planungsstand des Großereignisses in seinem Bistum.

Herr Bischof, bereitet Ihnen der kommende Katholikentag schon schlaflose Nächte?

Bisher noch nicht.

Bleiben wir noch etwas im Schlafmodus: Wie sieht der Katholikentag in Ihren Träumen aus?

Ich sehe die Erfurter Altstadt in warmes Sonnenlicht getaucht, viele Menschen bummeln gut gelaunt durch die Stadt. Die Stände der Kirchenmeile sind über die ganze Innenstadt verteilt, daneben überall spannende, ganz unterschiedliche Veranstaltungen, Konzerte und Podien. Und ganz viele Menschen, Christen und Nichtchristen, die die Atmosphäre genießen, feiern und wissen wollen, was die Kirche der Gesellschaft noch zu sagen hat. Und umgekehrt natürlich auch: Was hat die Gesellschaft der Kirche zu sagen?

Unlängst erklärten Sie, Sie würden mit 15 000 Teilnehmern rechnen. Das wäre die mit Abstand niedrigste Zahl in den vergangenen gut 50 Jahren. Wofür brauchen wir noch Katholikentage?

Wir haben die berechtigte Hoffnung, dass viel mehr Menschen nach Erfurt kommen. Denn Katholikentage sind interessant, weil sie Katholiken aus Deutschland und der ganzen Welt zusammenbringen. Dort ist die Kirche nicht als starrer Block, sondern als eine weltweite lebendige Gemeinschaft mit vielen bunten und einander bereichernden Facetten zu erleben. Im normalen Gemeindealltag ist das sonst weniger intensiv spürbar. Und natürlich sind Katholikentage der Ort, um kirchliche und gesellschaftliche Akteure miteinander ins Gespräch zu bringen. Wann und wo geschieht das sonst so intensiv wie an den fünf Tagen eines Katholiken- oder Kirchentags?

Dennoch: Müssen sich Katholikentage davon verabschieden, eine Breitenwirkung in der Öffentlichkeit zu erzielen?

Katholikentage sollten Breitenwirkung auf jeden Fall weiter zum Ziel haben. Ein Katholikentag mit zehntausenden Teilnehmern lässt sich per se schon nicht übersehen. Und erst recht nicht, wenn sich die Veranstaltungen besonders auch gesamtgesellschaftlichen Fragen widmen, die vielen Menschen auf den Nägeln brennen. Drei Stichworte genügen, um das zu belegen: Krieg in der Ukraine, Klimawandel und Energiekrise, globale Gerechtigkeit. Je profilierter und konstruktiver die Positionen bei solchen Veranstaltungen ins Gespräch gebracht werden, desto größer ist die Chance auf öffentliche Wahrnehmung, vor allem dann, wenn die Medien darüber berichten.

Sie haben schon angekündigt, dieser Katholikentag werde straffer und profilierter. Wie wollen Sie das anstellen? Vielen vor Ihnen ist das nicht gelungen.

Zum einen werden wir die Zahl der Veranstaltungen deutlich reduzieren. Waren es beim Katholikentag in Stuttgart 2022 noch 1500, so peilen das Zentralkomitee der deutschen Katholiken als Veranstalter und wir als gastgebendes Bistum nun etwa 500 plus an. Das hängt von der Teilnehmerzahl ab. Wer eine Veranstaltung oder ein Podium anbieten möchte, kann sich dazu nächstes Jahr bewerben. Dazu erfolgen noch gesondert Informationen.

Die Zahl ist das Eine. Aber braucht es nicht auch eine stärkere inhaltlich-thematische Engführung?

Das Leitwort des Erfurter Katholikentags, „Zukunft hat der Mensch des Friedens“, ist die Grundlage. Wir hatten bereits vor einigen Wochen einen Themenkonvent, um zu schauen, welche Themen sich mit dem Leitwort verbinden lassen. Dabei wurde erneut unterstrichen, dass dieser Katholikentag in besonderer Weise nicht nur für Katholiken stattfinden soll. In Thüringen sind wir eine verschwindend kleine Minderheit, etwa 70 Prozent der Bevölkerung gehören gar keiner Kirche oder Religionsgemeinschaft an. Der Katholikentag soll aber für alle Thüringer interessant sein. Das wird bei der Themenauswahl zu berücksichtigen sein.



▲ Bischof Ulrich Neymeyr auf einer Brücke in Erfurt. In der thüringischen Landeshauptstadt findet 2024 der nächste Katholikentag statt. Foto: KNA

Wie werden denn nicht-kirchliche Gruppen mit eingebunden?

Die rufen wir ausdrücklich zur Teilnahme auf und sprechen sie auch gezielt an.

Bei der Finanzierung des Katholikentags ist der Rahmen auch schmaler geworden. Nicht zuletzt wegen der geringeren staatlichen Zuschüsse. Musste dem Katholikentag erst der Geldhahn zugedreht werden, damit er profilierter wird?

Der Profilierungswunsch war schon vorher da. Ich hätte freilich nichts dagegen, wenn wir mehr Geld hätten.

Es ist ein Katholikentag in Ostdeutschland, also in einer Region, wie Sie gesagt haben, wo Christen klare Minderheit sind. Schon beim Katholikentag 2016 in Leipzig wollte man deshalb gezielt Konfessionslose ansprechen. Geglückt ist das nur sehr begrenzt. Auch weil sich die Gegenseite nicht wirklich angesprochen fühlte. Wird Erfurt aus Leipzig lernen?

Ja, auf jeden Fall. Schon mit dem Leitwort haben wir deutlich gemacht, wie wichtig es uns ist, dass es ein Katholikentag sein soll, der alle anspricht – auch die Nichtchris-

ten. „Zukunft hat der Mensch des Friedens“ versteht jeder. Jeder kann diesem Wort – hoffentlich – zustimmen oder sich daran abarbeiten, auch ohne religiösen Hintergrund.

Aber wie kann es gelingen, dass die Erfurter neugierig werden und Lust bekommen, mit Katholiken an den Ständen ins Gespräch zu kommen?

Wie gesagt, Themen, die viele unterschiedliche Menschen betreffen, interessieren auch viele. Bei der Themenfindung setze ich stark auf die Expertise der katholischen Fakultät in Erfurt, deren Markenkern ja der Dialog mit der säkularen Gesellschaft ist. Ich freue mich sehr, wie toll und engagiert sich das Professorium schon jetzt in den Planungen einbringt. Ein weiterer Ansatz ist natürlich das Kulturprogramm des Katholikentags, das in der Regel viele Menschen niederschwellig anspricht, wie wir es hier beispielsweise von unseren Konzerten in Kirchen kennen.

Zum neuen Jahr haben gute Vorsätze Tradition. Welches ist Ihrer mit Blick auf den Katholikentag?

(Lacht.) Möglichst oft über den Katholikentag zu sprechen, wo immer ich bin, und für ihn zu werben.

Interview: Karin Wollschläger



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Januar

... für alle, die an der Erziehung junger Menschen mitwirken, dass sie glaubwürdige Zeugen seien, mehr zu Geschwisterlichkeit als zu Konkurrenzdenken erziehen und vor allem den Jüngsten und Verletzlichen helfen.



AUCH NACH BENEDIKTS TOD

Feststellungsklage läuft zunächst weiter

TRAUNSTEIN (epd) – Auch nach dem Tod von Benedikt XVI. läuft die sogenannte Feststellungsklage vor dem Landgericht Traunstein weiter. Zwar müsste das Verfahren laut Zivilprozessordnung nach dem Tod einer Partei eigentlich ruhen, sagte eine Gerichtssprecherin dem Evangelischen Pressedienst. Weil der emeritierte Papst allerdings durch einen Prozessbevollmächtigten vertreten wird, sei dies nicht der Fall.

Gerichtssprecherin Andrea Titz teilte weiter mit, der Prozessbevollmächtigte könne jedoch eine Unterbrechung beantragen, bis die Erben des emeritierten Papstes ermittelt sind. Dafür sei das Nachlassgericht des Amtsgerichts Traunstein zuständig. Sobald die Erben ermittelt seien, können diese das Verfahren aufnehmen oder der Kläger die Aufnahme beantragen.

Das Verfahren richtet sich unter anderem gegen Benedikt XVI. Die Klage hat ein Missbrauchsoffer eingereicht, um die Schuldfrage für Schmerzensgeldzahlungen klären zu lassen.

Feine Haar-Risse im Vatikan

„Nichts als die Wahrheit“: Gänsweins persönlicher Blick auf die Kirchenpolitik

ROM – Als „Enthüllungsbuch“ wurden die Memoiren von Erzbischof Georg Gänswein angepriesen. In Wahrheit enthält das Buch „Nichts als die Wahrheit“ keine Skandale. Das macht den Inhalt nicht weniger brisant.

Der emeritierte Papst Benedikt XVI. war noch nicht begraben, da tauchten in italienischen Medien schon die ersten Auszüge aus den Memoiren des langjährigen Privatsekretärs Georg Gänswein auf. Als „Georgs Angriff auf Bergoglio“ wertete etwa die Zeitung „Il Messaggero“ die Vorabveröffentlichungen. Gleich mehrere Kardinäle und Erzbischöfe mahnten daraufhin in Interviews, Gänswein solle besser schweigen. Sogar Bemühungen um einen Stopp der Veröffentlichung soll es gegeben haben.

Bei Lektüre des 336-Seiten-Werkes wird nach wenigen Seiten deutlich, worin die eigentliche Brisanz dieser Memoiren besteht, für die der Privatsekretär offensichtlich schon vor etlichen Jahren viele genaue Notizen gemacht hat. Da berich-

tet Gänswein vom Glückwunsch des Chefs der größten italienischen Freimaurer-Loge nach der Papstwahl von Kardinal Jorge Bergoglio im März 2013. Sie fallen – anders als acht Jahre zuvor – sehr herzlich und beinahe überschwänglich aus. Ganz so, als wolle der Autor damit sagen: Die Freimaurer (also die Feinde der Kirche) liebten den neuen Papst; den alten hingegen mochten sie nicht – was aus seiner Sicht eine Art Gütesiegel für den Letzteren ist.

Das Hauptthema des Buches handelt vom Mit- und Nebeneinander eines emeritierten und eines amtierenden Papstes. Gänswein versucht dabei zum einen, all jenen traditionell-katholischen Ultras die Basis für ihre Argumente zu entziehen, die meinen, dass Benedikts Rücktritt regelwidrig war und die Wahl von Franziskus deshalb nicht rechtsgültig gewesen sei.

Nach Art der deutschen Reichsbürger bestreiten sie die Rechtmäßigkeit der aktuellen Kirchenführung und ihrer Beschlüsse; in ihren Augen ist der Stuhl Petri vakant. Deshalb schildert Gänswein ganz genau, wie es zu einigen kleinen Fehlern und Versprechern in Benedikts Rücktritts-Ankündigung und in der Abschiedsrede kam, die von diesen Verschwörungstheoretikern gerne als „Beweise“ für ihre Thesen herangezogen werden.

Zum anderen versucht Gänswein die Behauptung zu widerlegen, dass der Ex-Papst seinem Nachfolger immer wieder „Knüppel zwischen die Beine“ geworfen und eine Art konservative Opposition betrieben habe. Ausführlich schildert er ab dem Tag der Wahl die Ergebnissadressen des alten an den neuen Papst, die herzlichen Begegnungen der beiden, den Austausch von Geschenken und vieles mehr. Vor allem unterstreicht er eine Aussage, die auch Franziskus öffentlich bestätigt hat: dass der alte Papst all jene aus seinem Wohnzimmer hinauskomplimentiert habe, die zu ihm

kamen, um sich bei ihm über den neuen Papst zu beklagen.

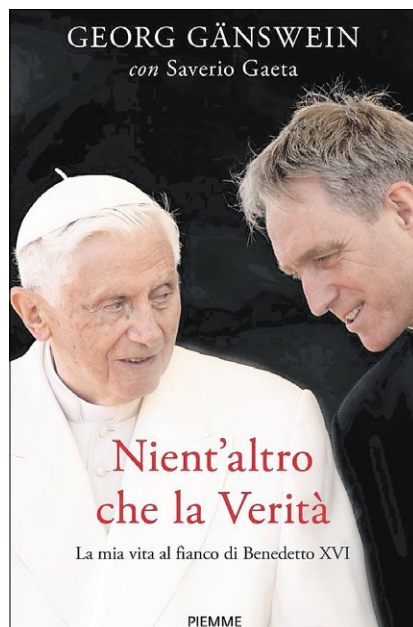
Trotz vieler solcher Harmonie-Anekdoten verschweigt aber auch Gänswein nicht, dass es einige Male in den knapp zehn Jahren der „Kohabitation“ auch handfeste Friktionen und Meinungsverschiedenheiten gab. Eine davon wirkte sich postwendend auf Gänsweins eigene Stellung „am Hofe“ des regierenden Papstes aus: die Affäre um eine Buchveröffentlichung des konservativen Kardinals Robert Sarah.

Dieser nutzte einen Gastbeitrag des alten Papstes gegen eine Liberalisierung des priesterlichen Zölibats aus, um eine Ko-Autorenschaft Benedikt/Sarah für ein Buch mit stramm konservativen theologischen Thesen zu behaupten. Weil es Gänswein nicht gelang, dieses Manöver zu verhindern, sagte ihm Papst Franziskus, er solle sich ab sofort nur noch um den damals schon 92-jährigen Alt-Papst kümmern und seine repräsentative Rolle am großen Päpstlichen Hof ruhen lassen.

Tatsächliche Gefahr

Jenseits der persönlichen Verletzung, die ihm Franziskus damit zufügte, zeigt die Episode genau den „delikatsten“ Punkt einer Koexistenz von zwei Männern in Weiß im Vatikan, auf den inzwischen viele hochrangige Geistliche hinweisen – bis hin zum Kardinalstaatssekretär: Solange der „Papa emeritus“ noch sprech- oder schreibfähig ist, besteht die Gefahr, dass er von jenen ausgenutzt wird, die weiter an seiner theologischen Linie hängen und mit der des neuen Papstes fremdeln.

Solche Haar-Risse an der Kirchengipfel, die Gänswein im Buch anschaulich schildert, haben je nach Temperament der Protagonisten das Zeug, sich zu Spannungen, Polemiken und letztlich auch zu Spaltungen auszuweiten. Das ist der Grund, warum das Buch im Vatikan so viel Wirbel macht. *Ludwig Ring-Eifel*



▲ Das Buch ist noch nicht auf Deutsch erschienen. Foto: Edizioni Piemme

DIE WELT



ALS JOHANNES PAUL II. NACH HAVANNA REISTE

Kubas kurzer Kirchenfrühling

Zwei Päpste und zwei Castros: Die Beziehungen zum Karibikstaat sind durchwachsen

HAVANNA – Kuba war und ist kommunistisch geprägt. Mit demokratischen Bestrebungen tut sich der bei Touristen beliebte Karibikstaat weiter schwer. Auch der Spielraum der Kirche ist begrenzt – trotz prominenter Fürsprecher.

Zuletzt sorgte Papst Franziskus mit Äußerungen zur Lage auf Kuba für Aufregung. „Ich liebe das kubanische Volk sehr“, sagte der Argentinier einem mexikanisch-US-amerikanischen Sender. „Und ich gestehe auch, ich habe eine menschliche Beziehung zu Raúl Castro.“ Kuba sei ein Symbol und habe eine große Geschichte: „Ich fühle mich ihm sehr nahe, auch den kubanischen Bischöfen“, erklärte Franziskus. Die Äußerungen waren prompt von der kubanischen Regierung ausdrücklich begrüßt und von der Opposition scharf kritisiert worden.

Mit Papst Franziskus verstehen sich die kubanischen Machthaber offensichtlich recht gut. Das Kirchenoberhaupt aus Argentinien steht der Revolution von 1959 nicht so kritisch gegenüber wie Johannes Paul II. mit seinen Erfahrungen des Eisernen Vorhangs aus Polen.

Es war damals ein historischer Besuch, als Johannes Paul II. am 21. Januar 1998 auf Kuba landete. Mit

dem antikommunistischen Papst trafen auf der kommunistisch regierten Karibikinsel vor 25 Jahren zwei Welten aufeinander: die Familie Fidel und Raúl Castro, die das Land schon damals an der Spitze eines kommunistischen Ein-Parteien-Systems fast vier Jahrzehnte beherrschte, und das Kirchenoberhaupt aus Polen, das sich erfolgreich für die demokratische Öffnung des sozialistischen Osteuropas eingesetzt hatte.

Fidel Castro hat Johannes Paul II. deshalb nie vertraut. Zur Kirche hatte er immer ein sehr distanzierendes Verhältnis. Zu Beginn der kubanischen Revolution ließ er Kirchen enteignen und jagte Priester außer Landes. Erst als sein der Kirche aufgeschlossenerer Bruder Raúl zur Nummer eins aufstieg, näherten sich Kirche und Staat wieder an. Die Kirche wurde unter anderem zu einer Art Vermittlerin zwischen Staat und politischen Gefangenen.

Keine Fortschritte mehr

Doch der kurze Kirchenfrühling war rasch wieder zu Ende, wie jüngst Havannas Kardinal Juan Rodríguez García erklärte: „Wir stecken derzeit fest.“ Zu Beginn der kubanischen Revolution habe die Regierung die Kirche beiseite geschoben. Danach



▲ Papst Franziskus mit Raúl Castro am 12. Februar 2016 am Flughafen von Havanna.

hatte eine Phase von Gesprächen und des Dialogs begonnen, in der es Fortschritte gegeben habe. Die Kirche wolle diese Gespräche gern fortsetzen, damit den Problemen und den Bedürfnissen der Menschen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde. Aber mit der aktuellen Regierung von Präsident Miguel Díaz-Canel, dem ersten Staatschef, der nach der Revolution geboren wurde, gebe es keine Fortschritte.

Immerhin hatte Papst Franziskus 2016 bei einem Treffen mit dem russisch-orthodoxen Patriarchen Kyrill I. auf Kuba die Rolle Havannas gewürdigt. Das Treffen auf der Insel sollte eine neue Phase der Beziehungen einleiten. Da Kuba auch Schauplatz von Friedensverhandlungen zwischen der damaligen Farc-Guerilla und der Regierung Kolumbiens war, lobte der Papst das kubanische Engagement ausdrücklich.

Auf Kuba selbst gab es dagegen zuletzt wieder Spannungen zwischen Kirche und Regierung. So musste etwa der Provinzial der kubanischen Jesuiten, Pater David Pantaleon, die Insel verlassen. Die Behörden verlängerten sein Visum nicht. Der aus der Dominikanischen Republik stammende Jesuit

hatte sich kritisch zur politischen Lage geäußert. Zudem ist er auch Vorsitzender der Konferenz der Religionsgemeinschaften (Concur), die zuletzt ebenfalls kritische Stellungnahmen veröffentlichte.

Während Franziskus seine Nähe zu Kuba herausstellte, forderte die Concur die Freilassung der im Rahmen der historischen Sozialproteste am 11. Juli 2021 festgenommenen Demonstranten. Es seien immer „noch etwa 700 Menschen im Gefängnis“. Die Nichtregierungsorganisation „Prisoners Defenders“ berichtete von mehr als 1000 politischen Gefangenen auf Kuba, darunter auch Dutzende Jugendliche.

Die Kirche auf Kuba befindet sich seitdem im Zwiespalt. Sie zeigt Verständnis für die Proteste. Doch öffentliche Kritik ist stets ein Drahtseilakt, wie der Fall des Jesuitenprovinzials Pantaleon zeigt. Konservative Katholiken in Lateinamerika wiederum fordern schon länger eine klare Positionierung des Papstes zu den Menschenrechtsverletzungen auf der Karibikinsel. Doch die bleibt aus. Und so ist auf Kuba alles irgendwie in der Schwebe – wie schon zu Zeiten von Papst Johannes Paul II.

Tobias Käufer

► Fidel Castro begrüßt Papst Johannes Paul II. auf dem Flughafen in Havanna am 21. Januar 1998.

Fotos: KNA



Aus meiner Sicht ...



Rolf Lohmann ist Weihbischof in Münster und Umweltbischof der Deutschen Bischofskonferenz.

Rolf Lohmann

Ressourcenabbau überprüfen

Im Zuge des Braunkohleabbaus leiden viele Menschen schon seit Jahren unter Umsiedlungen und dem damit verbundenen Verlust ihrer Heimat. Der Abriss des Weilers Lützerath und die Abaggerung dieses Gebiets sind deswegen und angesichts der weltweit drastischen Entwicklungen des Klimas und der Umwelt symbolisch hoch aufgeladen. Die Meinungs- und die Demonstrationsfreiheit sind hohe Güter, die es unbedingt zu achten und konsequent zu schützen gilt. Unerlässlich für ein demokratisches Gemeinwesen ist aber zugleich, dass ausnahmslos alle Beteiligten auf die Anwendung von Gewalt verzichten und die Rechtsstaatlichkeit achten.

Die Bewahrung der Schöpfung ist ein Kernbestandteil des christlichen Glaubens. Von daher sind Maßnahmen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, die zum Klima- und Umweltschutz oder zum Erhalt der Artenvielfalt beitragen, dringend notwendig und zu unterstützen.

Zugleich ist möglichst alles zu unterlassen, was dem Klima, der Umwelt oder der Biodiversität schadet. Zu einer guten Klimapolitik gehört daher ein zügiger Ausstieg aus den fossilen Energien. Deswegen sollte auch der weitere Abbau und Verbrauch fossiler Ressourcen sehr sorgfältig geprüft und diskutiert sowie gegebenenfalls in rechtsstaatlichen Verfahren von Behörden und

Gerichten überprüft werden. Das ist schon geschehen und geschieht weiter.

Außerdem ist die ökologische Transformation sozial gerecht zu gestalten. Die Versorgungssicherheit insgesamt und die sozialen Auswirkungen steigender Strompreise sind im Blick zu behalten, damit nicht ausgerechnet die sozial Schwächsten die größte Bürde zu tragen haben. Für die detaillierte Ausgestaltung der Klimapolitik liegt die Verantwortung bei der Politik. Bundestag und Bundesrat haben den Ausstieg aus der Kohleverstromung bis spätestens 2038 beschlossen, die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen hat Eckpunkte für einen Kohleausstieg 2030 vereinbart.



Romana Kröling ist Redakteurin unserer Zeitung.

Romana Kröling

Jesus: Nicht der Aufregung wert?

Wer den Propheten Mohammed beleidigt, wird zum Tode verurteilt, schreibt das Gesetz in vielen islamischen Ländern vor. Die Menschen hierzulande haben völlig zu Recht meist kein Verständnis für eine solch grausame und archaische Rechtsprechung. Zumal das Blasphemie-Gesetz mitunter zur Verfolgung unliebsamer Minderheiten missbraucht wird.

Schwer zu glauben, aber auch das deutsche Strafgesetzbuch enthält einen Blasphemie-Paragrafen. In Paragraph 166 heißt es: „Wer öffentlich oder durch Verbreiten eines Inhalts (...) den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses anderer in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, wird mit Freiheits-

strafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ Der springende Punkt ist die Formulierung „die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören“. Vor knapp zwei Wochen wurden an eine Ausgrabungsstätte direkt neben dem Augsburger Dom folgende Worte geschmiert: „F*ck Jesus – Er hätte es gewollt.“ Offensichtlicher könnte der Tatbestand der Gotteslästerung kaum sein.

Und doch ermittelt die Polizei nur wegen Sachbeschädigung. Der „öffentliche Friede“ scheint in keinsten Weise gestört. Den meisten Medien ist der Vorfall nicht einmal einen Bericht wert. Wo bleibt der Sturm der Entrüstung, weil der Messias verunglimpft wurde? Gott sei Dank sind wir in Deutsch-

land weit davon entfernt, einen Gotteslästerer zum Tode zu verurteilen. Aber man darf doch wohl ein wenig Interesse, vielleicht sogar etwas Aufregung erwarten, wenn der Gottessohn geschmäht wird – auch wenn diese Beleidigung wohl weniger Jesus als vielmehr der Institution Kirche gilt.

Hätte der Täter noch ein Hakenkreuz angebracht, würde sich der Verfassungsschutz in die Ermittlungen einschalten. Und ob die Sache wohl ebenso glimpflich ablaufen würde, wenn nicht „Jesus“, sondern „Mohammed“ an die Wand gekritzelt worden wäre? Fakt ist: Es geht „nur“ um Jesus – und der scheint viele nicht zu interessieren. Wahrscheinlich, weil sie nicht wissen, was wichtig ist.



Johannes Hintersberger (CSU) ist Mitglied des Bayerischen Landtags und Staatssekretär a. D.

Johannes Hintersberger

Die Ampel lässt die Maske fallen

Die grüne Bundesfamilienministerin Lisa Paus will nun doch die komplette Streichung von Paragraph 218 des Strafgesetzbuchs, der Schwangerschaftsabbrüchen Grenzen setzt und eine professionelle, eingehende Beratung der betroffenen Frauen grundsätzlich festlegt. Dieses Vorhaben erschüttert mich zutiefst!

Eine Ministerin, die sich um die Familien kümmern soll, negiert den besonderen Schutz des ungeborenen Lebens. Das ist absurd und unwürdig! Frau Paus untergräbt damit die wichtigste moralische Säule unseres Zusammenlebens und erschüttert mit diesem Vorstoß das ethische Fundament unserer Gesellschaft: den Schutz des Lebens und die unantastbare Würde des Menschen. Daher

unterstütze ich mit Nachdruck die Bayerische Staatsregierung um Familienministerin Ulrike Scharf bei ihrer Ankündigung einer Verfassungsklage, sollte der Paragraph 218 tatsächlich gestrichen werden.

Die Ampelparteien haben bereits mit Zustimmung der Linken die Streichung des Werbeverbots für Schwangerschaftsabbrüche (Paragraph 219a) durchgesetzt – unter dem Deckmantel der Informationsfreiheit. Aber ein Informationsverbot hat es nie gegeben. Auch zuvor konnten zum Beispiel qualifizierte Beratungsstellen aufklären und Betroffene informieren, wenn sie dies nicht um des eigenen „Vermögensvorteils wegen“ taten, wie es in Paragraph 219a heißt. Bereits nach die-

sem Beschluss hatte ich eindringlich vor den Folgen gewarnt.

Worum ging es dabei wirklich? Die Bundesfamilienministerin sah die Streichung des Werbeverbots ganz offensichtlich als einen ersten Schritt zur völligen Straffreiheit von Schwangerschaftsabbrüchen. Das schockiert und macht betroffen. Was anscheinend nicht allen klar ist: Es geht hier um Leben und Tod! Das ungeborene Leben verdient Schutz, genau wie betroffene Frauen, die mit den seelischen Folgen eines Abbruchs umgehen müssen. All das ignorieren jene Politiker, die jetzt für eine Streichung von Paragraph 218 plädieren. Die Ampel lässt die Maske fallen. Lebensschutz spielt für sie keine Rolle.

Leserbriefe

Politiker auf dem Holzweg

Zu „Wer sich die Rente leisten kann ...“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 52:

Johannes Müller ein großes Dankeschön für seinen Kommentar! Er trifft den Nagel auf den Kopf. In meinem



▲ Forstarbeit laugt aus: Das schreibt unser Leser, der bis voriges Jahr in der Forstwirtschaft tätig war. Fotos: gem

Berufsstand, der Forstwirtschaft, erreicht kaum ein Kollege das volle Rentenalter, sei es durch einen Unfall oder wegen physiologischer Einwirkungen von außen. Nach schwerem Einsatz mit Höhen und Tiefen habe ich es am Ende doch geschafft.

Durch eine Rente gar erst mit 70 Jahren würde man zusätzlich Öl ins Feuer gießen. Mit 63 Jahren sind die meisten Arbeitnehmer ausgelaugt, zumindest in meinem Beruf. Akademiker dagegen können ruhig noch länger im Beruf ausharren. Mit Forderungen wie jener von Kanzler Olaf Scholz befinden sich die Politiker auf dem Holzweg.

Peter Eisenmann,
68647 Biblis

So erreichen Sie uns:
Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Nicht vergessen

Zu „Eine eisige Weihnacht im Kessel“ in Nr. 50/51:

Haben Sie vielen Dank, dass unsere Leute, die in der Schlacht um Stalingrad kämpften, nach 80 Jahren nicht vergessen sind. Mein Vater kam dabei wie Hunderttausende andere auch um. Die einen erfroren, da die Deutschen keine passende Winterkleidung hatten, die anderen verhungerten, während die dritten von den Russen erschossen wurden. Dank sei Ihnen für das Gedenken!

Helmuth Hüttl,
87439 Kempten

Was sich gehört

Zu „Am Kreuz gestört“ (Leserbriefe) in Nr. 52:

Wen wundert's, dass Annalena Baerbock im Friedenssaal von Münster auf das Kreuz verzichten kann? Diese Frau ist Politikerin. Ihr darf und muss klar und deutlich gesagt werden, was sich gehört! Wenn sie einen Saal nutzen will, hat der Hausmeister oder Eigentümer das Recht zu sagen: so oder

nicht! Aber: Wen wundert's? Schließlich gab es da auch mal die beiden deutschen Bischöfe – einer evangelisch, einer katholisch –, die durch Jerusalem gewandert sind und „vergessen“ haben, ihr Bischofskreuz umzuhängen. Ja, manche Sünden sind langlebig. Ich meine: Ehrfurcht vor dem Kreuz ist wichtiger als das Palaver, ob gleichgeschlechtliche Paare gesegnet werden sollten.

Siegfried Bösele, 87452 Altusried



▲ Der Krieg in der Ukraine dauert bereits rund elf Monate. Der Autor des Leserbriefs sieht eine bewaffnete Lösung höchst kritisch und fordert Verhandlungen statt militärischer Strategien. Foto: Imago/ZUMA Wire

Das Licht könnte ausgehen

Zu „Weihnachtliche Friedenswünsche“ in Nr. 50/51:

Offensichtlich hat unser Papst wie auch viele katholische und evangelische Würdenträger nicht den Mut, sich deutlicher von der dominanten Politik der westlichen Mächte abzuheben. Allerdings hat Franziskus am 2. Dezember in Rom erklärt, dass Waffen zur Lösung von Konflikten mehr ein Zeichen der Schwäche als der Stärke seien und Verhandlungen wie Schlichtung für Mut sprechen. Bedenklich, dass solche Aussagen in tonangebenden Medien keine Beachtung finden!

Was soll letztlich herauskommen, wenn die Ukraine weiter einseitig massiv unterstützt und aufgerüstet wird und die Feindschaft zu Russland durch weitere Sanktionen mit erheblichen wirtschaftlichen Schäden verstärkt wird? Sind nicht die großzügigen Militärhilfen und Zusagen für Wiederaufbau von der EU wie der US-Regierung eine Einladung an Wolodymyr Selenskyj, den Krieg fortzuführen?

Wo bleiben die Friedensansätze, die sich aus unseren heiligen Schriften wie den Evangelien ergeben? Vor rund 2000 Jahren wurde eine Zeitenwende

eingeleitet, die in unserer Zeitrechnung nach Christus zum Ausdruck kommt und konträr zur „Zeitenwende“ unseres „Wumms“-Kanzlers Olaf Scholz steht. Und viele Milliarden an Sonderschulden für noch mehr Waffen kostet sie auch nicht.

Die Urchristen hatten sogar den Mut, im kriegerischen Römerreich das heidnische Sonnwendfest um den 24. Dezember zum Geburtstag Jesu zu erklären, weil mit seinem Leben neues Licht in die Welt gekommen ist. Gottes Reich und Reichtum erfahren jene, die ohne Gewalt und Vergeltung mit Wohlwollen auch auf Feinde zugehen. Leute wie Michail Gorbatschow und Mahatma Gandhi haben im Sinne Jesu Mauern fallen lassen.

Auch für heute gelten Jesu Worte: Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen. Bei weiteren militärischen Strategien wird es nur Verlierer geben – außer bei der Rüstungsindustrie, deren Geschäfte jetzt schon wie geschmiert laufen. Dass damit auch tatsächlich alle Lichter ausgehen könnten, ist bei der heutigen kurzsichtigen „Zeitenwende“ nicht mehr auszuschließen.

Simon Kirschner,
85080 Gaimersheim

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Jes 8,23b – 9,3

Wie der Herr in früherer Zeit das Land Sébulon und das Land Náftali verachtet hat, so hat er später den Weg am Meer zu Ehren gebracht, das Land jenseits des Jordan, das Gebiet der Nationen.

Das Volk, das in der Finsternis ging, sah ein helles Licht; über denen, die im Land des Todesschattens wohnten, strahlte ein Licht auf. Du mehrtest die Nation, schenktest ihr große Freude. Man freute sich vor deinem Angesicht, wie man sich freut bei der Ernte, wie man jubelt, wenn Beute verteilt wird.

Denn sein drückendes Joch und den Stab auf seiner Schulter, den Stock seines Antreibers zerbrachst du wie am Tag von Mídan.

Zweite Lesung

1 Kor 1,10–13.17

Ich ermahne euch, Schwestern und Brüder, im Namen unseres Herrn Jesus Christus: Seid alle einmütig und duldet keine Spaltungen unter euch; seid vielmehr eines Sinnes und einer Meinung!

Es wurde mir nämlich, meine Brüder und Schwestern, von den Leuten der Chloë berichtet, dass es Streitigkeiten unter euch gibt. Ich meine damit, dass jeder von euch etwas anderes sagt: Ich halte zu Paulus – ich zu Apóllós – ich zu Kephas – ich zu Christus.

Ist denn Christus zerteilt? Wurde etwa Paulus für euch gekreuzigt? Oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft worden?

Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkünden, aber nicht mit gewandten und klugen Worten, damit das Kreuz Christi nicht um seine Kraft gebracht wird.

Evangelium

Mt 4,12–23

Als Jesus hörte, dass Johannes ausgeliefert worden war, kehrte er nach Galiläa zurück. Er verließ Nazaret, um in Kafárnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sébulon und Náftali.

Denn es sollte sich erfüllen, was durch den Propheten Jesája gesagt worden ist:

Das Land Sébulon und das Land Náftali, die Straße am Meer, das Gebiet jenseits des Jordan, das heidnische Galiläa: Das Volk, das im Dunkel saß, hat ein helles Licht gesehen; denen, die im Schattenreich des Todes wohnten, ist ein Licht erschienen.

Von da an begann Jesus zu verkünden: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.

Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er zwei Brüder, Simon, genannt Petrus, und seinen Bruder Andreas; sie warfen gerade ihr Netz in den See, denn sie waren Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. Sofort ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach.

Als er weiterging, sah er zwei andere Brüder, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren mit ihrem Vater Zebedäus im Boot und richteten ihre Netze her. Er rief sie und sogleich verließen sie das Boot und ihren Vater und folgten Jesus nach.

Er zog in ganz Galiläa umher, lehrte in den Synagogen, verkündete das Evangelium vom Reich und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden.

Die Berufung der Apostel Petrus und Andreas: Buchmalerei des sogenannten Meisters der Brüsseler Initialen (um 1400), The Getty Center, Los Angeles.

Foto: gem

Die Predigt für die Woche

Die Unbefangenheit des Aufbruchs

von Wolfgang Thielmann

Jesus bricht auf. Er geht daran, seine Mission zu erfüllen. Und er verbreitet Aufbruchsstimmung.

Zwei Sätze reichen, um seine ersten Nachfolger zu gewinnen: Kommt her, mir nach! Ich will euch zu Menschenfischern machen. Die vier, zweimal zwei Brüder, lassen ihre Fischer-netze liegen, die ihr Auskommen gesichert haben,

zwei lassen sogar ihren Vater damit allein, statt für ihn zu sorgen. Und sie gehen mit Jesus auf den Weg und erleben, wie er predigt und wie Menschen unter seinen Händen gesund werden. Das packt die Leute.

Gerne wäre ich dabei gewesen. Ich mag es, wenn Menschen begeistert sind, ihre Bedenken überwinden und ihr Bedürfnis nach Sicherheit und etwas Neues wagen. Und wenn sie auf dem Weg ihre Berufung entdecken. Zum Beispiel Menschenfischer zu sein, also andere zu gewinnen, für Jesus und für das, was er gepredigt hat, für Mitemenschlichkeit, für eine erfüllende Aufgabe. Das Wort „Beruf“ stammt von Martin Luther und meint genau das: dass ich tue, wozu mich Gott beruft, dass ich meiner Bestimmung folge und nicht bloß tue, was meinen Unterhalt sichert oder mein Geld vermehrt.

Viele Jüngere machen sich schwere Gedanken, weil es so viele Möglichkeiten gibt, dass man die Übersicht verlieren kann, und sie noch

nicht wissen, wo ihre Berufung liegt. Man kann ihnen nur wünschen, dass sie jemanden finden, dem sie vertrauen und der ihnen hilft, ihren Weg zu finden. Mich begeistert es, wenn ich höre, dass Caritas und Diakonie immer mehr Mitarbeiter gewinnen, auch wenn die Kirchen kleiner werden. Was ist das für eine Chance – für beide Seiten! Die jungen Menschen können eine Lebensaufgabe entdecken, die Kirche kann erklären, worum es in ihr geht.

Worum es geht, das intoniert Jesus hier ebenfalls: Licht soll ins Dunkel scheinen, Leben soll sich in der Todeszone ausbreiten. Die alte Botschaft, die Gott seinem Volk verkündet hatte, gilt jetzt allen Menschen. Alle stehen unter der Zusage, dass Gott zu ihnen kommt und die Menschen aus dem Dunkel

eines unerlösten Lebens herausholen möchte.

Aus diesen kleinen Anfängen hat sich die Botschaft, die Jesus gepredigt hat, über die ganze Welt verbreitet. Sie hat Menschen bewegt, sich um andere zu kümmern, die keinen Platz an der Sonne haben. Sie haben sich nicht mit Ungerechtigkeit, mit Krieg und Armut abgefunden, auch wenn sie sie nicht abschaffen konnten. Damit haben sie die Hoffnung weitergetragen, die in Aufbrüchen liegt wie dem, den Jesus hier beginnt.

Ich möchte mich davon mitreißen lassen. Auch jetzt, wo wir sehen, dass es in der Kirche so nicht weitergeht. Auch wenn der Unfrieden wächst. Ich wünsche mir deshalb etwas von der Unbefangenheit, mit der sie offenbar aufgebrochen sind.





Gebet der Woche

Meine Vergangenheit kümmert mich nicht mehr,
sie gehört dem göttlichen Erbarmen.
Meine Zukunft kümmert mich noch nicht,
sie gehört der göttlichen Vorsehung.
Was mich kümmert und fordert, ist das Heute.
Das aber gehört der Gnade Gottes und
der Hingabe meines guten Willens.

Franz von Sales (1567 bis 1622),
Gedenktag am 24. Januar

Glaube im Alltag

von Pater
Andreas R. Batlogg SJ



Vieles im Leben wird heutzutage danach gewertet, was etwas „bringt“, wie sich etwas „rechnet“. Verzewckung pur. Logischerweise fragen dann manche nicht nur: Warum glauben? Sie spitzen die Frage zu: Wozu glauben? Was habe ich davon?

Seitdem mich eine Krebsdiagnose im Herbst 2017 in die „Niederungen“ von Glauben, Hoffen, Beten, Bitten und Zweifeln geführt hat, habe ich ganz anders als vorher begonnen, mir Rechenschaft abzugeben: Was hält dich – wirklich und wirksam? Was trägt dich – wirklich und wirksam? Was tröstet dich – wirklich und wirksam? Und auch: Was glaubst du – wirklich und wirksam?

Ich wünsche niemandem, dass er oder sie zuerst krank werden oder eine Lebenskrise durchmachen muss, bevor solche Fragen aufbrechen. Aber in den letzten fünf Jahren ist mein eigener Glaube anders geworden. Ob tiefer, wage ich nicht zu sagen. Ernster wohl, echter vielleicht. Das hatte Auswirkungen auf mein Beten, auf mein Schreiben, auf mein Verkündigen und aufs Predigen, auf meine Theologie.

Hilft der Glaube?

Über die Resilienzskraft von Glauben gibt es mittlerweile eine Fülle von Literatur: Ob Glaube wirklich und wirksam Widerstandskräfte auf- und wachrufen kann? Ohne Fachjargon: Hilft Glaube? Hilft er in allen Lebenslagen? Oder hilft er nicht, sobald ... Darf ich mit Gott

verhandeln? Haderen?

Beten ist kein Tauschgeschäft: Ich bete – und kriege was dafür. Absichtslos muss mein Beten sein. Und Glaube muss alltagstauglich sein – oder werden. Er muss krisentauglich sein – oder werden. Er muss auch argumentativ belastbar sein, sich also intellektuell redlich ausweisen können. Sonst bleibt er fromme Behauptung.

Vertrauen erobern

Manche Leserinnen und Leser ahnen vielleicht schon: Bei solchen Fragen kommt manches auf den Prüfstand. Mein Repertoire an „frommen Sprüchen“, die oft sehr schnell und gedankenlos abgespult werden, hin und wieder zu durchforsten – das habe ich mir fürs neue Jahr vorgenommen. Radikal ehrlich werden, auch mit religiösen Gewohnheiten, Frömmigkeitsübungen, mit dem eigenen Gebetsschatz – um mir neu bewusst zu werden, ob ich auch wirklich innerlich dabei bin, das ist gar nicht so leicht.

„Dein Glaube hat dir geholfen“ (Mk 10,52), sagt Jesus immer wieder. Gemeint ist nicht ein Wunderglaube. Gemeint ist das ungeheure, vielleicht auch das ungeheuerliche Vertrauen darauf, dass Glaube wirklich Berge versetzen kann. Ein Stück kindliches Urvertrauen muss ich mir als Erwachsener zurückerobert. So gesehen ist Glauben immer radikal – anders.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 22. Januar

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Jes 8,23b – 9,3, APs: Ps 27,1.4.13–14, 2. Les: 1Kor 1,10–13.17, Ev: Mt 4,12–23 (oder 4,12–17); Messe um die Einheit der Christen, Gl, Cr, eig. Prf, feierlicher Schlusssegen (grün); Les und Ev vom Tag o. aus den AuswL

Montag – 23. Januar

Sel. Heinrich Seuse, Ordenspriester, Mystiker

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 9,15.24–28, Ev: Mk 3,22–30; Messe vom sel. Heinrich (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 24. Januar

Hl. Franz von Sales, Bischof von Genf, Ordensgründer, Kirchenlehrer M. vom hl. Franz (weiß); Les: Hebr 10,1–10, Ev: Mk 3,31–35 o. a. d. AuswL

Mittwoch – 25. Januar

Bekehrung des hl. Apostels Paulus

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap I, feierlicher Schlusssegen (weiß); Les: Apg 22,1a.3–16 oder Apg 9,1–22, APs: Ps 117,1.2, Ev: Mk 16,15–18

Donnerstag – 26. Januar

Hl. Timotheus und hl. Titus, Bischöfe, Apostelschüler

Messe von den hll. Timotheus und Titus (weiß); Les: 2Tim 1,1–8 oder Tit 1,1–5, Ev: Mk 4,21–25 oder aus den AuswL

Freitag – 27. Januar

Hl. Angela Merici, Jungfrau, Ordensgründerin

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 10,32–39, Ev: Mk 4,26–34; Messe von der hl. Angela (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 28. Januar

Hl. Thomas von Aquin, Ordenspriester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Thomas (weiß); Les: Hebr 11,1–2.8–19, Ev: Mk 4,35–41 oder aus den AuswL

Das Leben des Apostels Paulus

Gedenktag

25.
Januar

Als Quellen für die Rekonstruktion des Lebens des heiligen Paulus dienen vor allem die echten Paulusbriefe (1 Thess; 1 und 2 Kor; Gal; Phil; Phlm; Röm) sowie die Apostelgeschichte, deren Berichte aber aus zweiter Hand stammen und daher mit Unsicherheiten behaftet sind. So enthält sie Paulus den Aposteltitel vor, den er für sich beanspruchte, schön sein Verhältnis zu Petrus und kennt seine Theologie so gut wie nicht. Saul (jüdischer Name) bzw. Paulus (griechischer Name) wurde 5–10 n. Chr. in Tarsus, einer hellenistisch geprägten Stadt in Kleinasien, geboren, weshalb er neben Aramäisch und Hebräisch auch perfekt Griechisch sprach. Er besaß das römische Bürgerrecht und war Schüler des berühmten Pharisäers Gamaliel. Er erlernte das Handwerk des Zeltmachens oder der Lederverarbeitung, so dass er für seinen Lebensunterhalt aufkommen und das Evangelium unentgeltlich verkünden konnte. Im Jahr 32 oder 35 war er – wenngleich passiv – an der Ermordung des Stephanus beteiligt gewesen. In diese Zeit fällt auch sein Damaskuserlebnis, das den fanatischen Eiferer gegen die Christen in einen glühenden Christusverehrer verwandelte. Das feiert die Kirche am 25. Januar mit dem Fest seiner Bekehrung:

Die Berufung zum Apostel

„Ich erkläre euch, Brüder und Schwestern: Das Evangelium, das ich verkündet habe, stammt nicht von Menschen; ich habe es ja nicht von einem Menschen übernommen oder gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi empfangen. Ihr habt doch von meinem früheren Lebenswandel im Judentum gehört und wisst, wie maßlos ich die Kirche Gottes verfolgte und zu vernichten suchte. Im Judentum machte ich größere Fortschritte als die meisten Altersgenossen in meinem Volk und mit dem größten Eifer setzte ich mich für die Überlieferungen meiner Väter ein. Als es aber Gott gefiel, der mich schon im Mutterleib auserwählt und durch seine Gnade berufen hat, in mir seinen Sohn zu offenbaren, damit ich ihn unter den Völkern verkünde, da zog ich nicht Fleisch und Blut zu Rate; ich ging auch nicht sogleich nach Jerusalem hinauf zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog nach Arabien und kehrte dann wieder nach Damaskus zurück. Drei Jahre später [35 oder 38] ging ich nach Jerusalem hinauf, um Kephass kennenzulernen, und blieb fünfzehn Tage bei ihm. Von den anderen Aposteln sah ich keinen, nur Jakobus, den Bruder des Herrn. Was ich euch hier schreibe – siehe, bei Gott, ich lüge nicht. Danach ging ich in das Gebiet von Syrien und Kilikien. Den Gemeinden Christi in Judäa aber blieb ich persönlich unbekannt, sie hörten nur: Er, der uns einst verfolgte, verkündet jetzt den Glauben, den er früher vernichten wollte. Und sie lobten Gott um meinetwillen“ (Gal 1,11–24).

Ebenso knapp äußert sich Paulus im 1. Korintherbrief zum Schlüsselerlebnis seines Lebens: „Bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen?“ (1 Kor 9,1); „Zuletzt erschien er auch mir, gleichsam der Missgeburt“ (1 Kor 15,8). Der Verfasser des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte, der große Erzähler unter den Evangelisten, schildert dagegen dreimal das Berufungserlebnis des Paulus ausführlicher (Apg 9,1–9; 22,1–11; 26,12–18), allerdings mit unwesentlichen Abweichungen.

Paulus unternahm drei Missionsreisen. **Die erste Reise** (Apg 13,4 – 14,28) zwischen 44 und 48 n. Chr. machte er in Begleitung des Barnabas. Sie führte ihn von Antiochia in Syrien über Zypern, wo er den römischen Prokonsul Sergius Paulus bekehren konnte, nach Kleinasien und in das pisische Antiochia. Die Historizität dieser Reise ist allerdings umstritten. Im Jahr 48 fand das sogenannte Apostelkonzil in Jerusalem statt (Apg 15,1–29; Gal 2,1–10). Hier einigten sich Paulus, Barnabas und der Nichtjude Titus mit den „Säulen“ der Kirche von Jerusalem: Jakobus, Kephass [Petrus] und Johannes, dass sie – ohne Auflagen (dagegen Apg 15,28f.) – das Evangelium unter den Heiden, letztere unter den Juden verkünden sollten.

Seine zweite Missionsreise (zwischen 48 und 51 n. Chr.) ging über Kilikien und Lykaonien in das keltische Galatien, wo er auch den Winter 48/49 verbrachte. Der Heilige Geist regte ihn an, über Troas nach Europa (Apg 16,8–10) zu reisen. In Philippi gründete er die erste christliche Gemeinde in Europa, die ihm immer besonders am Herzen lag. Sein weiterer Weg führte ihn über Thessalonich, wo er vor jüdischen Gegnern fliehen musste, über Athen nach Korinth, wo er einen fruchtbaren Boden für seine Verkündigung fand und deshalb auch 18 Monate lang blieb (Apg 18,1–11). Über Ephesus kehrte er dann wieder nach Antiochia zurück.

Eine dritte Missionsreise führte ihn 52 n. Chr. auf dem Landweg nach Ephesus, der Hauptstadt der römischen Provinz Asia, wo er bis 55 blieb. Hier verfasste er einige seiner Briefe, vor allem an die Korinther. Wohl 54 machte er einen Zwischenbesuch in Korinth, wo mit Apollos ein prominenter Gegner gegen ihn auftrat. 55 oder 56 reiste er per Schiff nach Mazedonien, wo er seine Gemeinden in Philippi und Thessalonich besuchte, dort auch den Galaterbrief verfasste und schließlich nach Korinth weiterreiste. Dort schrieb er den Brief an die Römer, in dem er seine Theologie zusammenfasste. Per Schiff kehrte er in seine Heimat Tyrus zurück. Als er von dort aus nach Jerusalem hinaufzog, wurde er vom römischen Prokurator Marcus



▲ Phantombild des Apostels Paulus durch Experten des Landeskriminalamts Nordrhein-Westfalen, erstellt anhand von historischen Vorlagen und auf Anregung des Historikers Michael Hesemann.

Antonius Felix verhaftet. Unter dessen Nachfolger Porcius Festus appellierte er an den römischen Kaiser, weshalb er wohl 59 wiederum per Schiff nach Rom verbracht wurde. Bei einem Sturm wurde das Schiff von Kreta aus aufs Meer hinausgetrieben und erlitt in Malta Schiffbruch.

Schließlich in Rom angelangt, konnte er trotz Hausarrests mit den Christen dort in Kontakt treten (Apg 21,8–28,31). Unter der Christenverfolgung Kaiser Neros im Jahre 64 erlitt er dann wohl den Martertod – als römischer Bürger vermutlich durch Enthauptung. Über seinem Grab wurde im vierten Jahrhundert die Basilika San Paolo fuori le mura errichtet.

Abt em. Emmeram Kränkl OSB

Was bedeutet Paulus für uns heute?

Paulus ist der Verkünder der Gnade Gottes. Es selbst hat ja das Gnadenwirken Gottes an sich erfahren: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“ (1 Kor 15,10). Unser Glaube und vor allem auch jede Berufung in die Nachfolge Jesu ist Gnade Gottes. Nachfolge Jesu aber bedeutet immer auch Kreuzesnachfolge.

VOR 25 JAHREN

Licht ins Dunkel der Geschichte

Papst Johannes Paul II. öffnete das historische Archiv der Römischen Inquisition

ROM – Dass es so etwas wie ein Archiv der Inquisition überhaupt gibt, wurde zeitweise sogar geleugnet. Heute reicht der Hinweis beim Pförtner, man habe im Archiv einen Termin, um den Weg gewiesen zu bekommen. Die einstige Römische Inquisition heißt heute fachlich-nüchtern Dikasterium für die Glaubenslehre. Der Wissenschaft geöffnet wurde das Archiv vor 25 Jahren.

Dass Journalisten und vor allem Wissenschaftler relativ einfach die Räumlichkeiten im Erdgeschoss des „Sant’Ufficio“ an der Südwestecke des Vatikan betreten können, haben sie zwei Männern zu verdanken, deren Porträts im Flur des Archivs hängen: Papst Johannes Paul II. und Kardinal Joseph Ratzinger, seinem späteren Amtsnachfolger.

Am 22. Januar 1998 ordnete der Papst aus Polen offiziell die Öffnung des Archivs der einst gefürchteten Römischen Inquisition an. Dafür eingesetzt hatte sich auch der damalige Präfekt der Kongregation, Kardinal Ratzinger. Ein erster Anstoß war aus Kalifornien gekommen: Von dort schrieb der aus Turin stammende Mittelalterhistoriker Carlo Ginzburg 1979 einen Brief an Johannes Paul II. und bat ihn, die Archive der Inquisition zu öffnen.

Im Vatikan dauert bekanntlich alles etwas länger. So erhielten erst ab 1991 einzelne ausgesuchte Historiker Zugang zum Archiv. Damals kam Alejandro Cifres aus Valencia an die Glaubenskongregation, zunächst als Theologe für Lehrfragen. Der heutige Leiter des Archivs am Dikasterium für die Glaubenslehre wuchs nach und nach in seine Aufgabe hinein. Anfangs sei man dort gar nicht darauf vorbereitet gewesen, standesgemäße wissenschaftliche Arbeit zu ermöglichen, räumte Cifres vor Jahren einmal ein.

Es bedurfte eines Wissenschaftlers wie Joseph Ratzinger, der als Präfekt damit begann, Pfade für die Forschung anzulegen. Heute sorgt ein neunköpfiger Stab dafür, dass Wissenschaftler aus aller Welt im historischen Archiv forschen können. Voraussetzung sind – wie bei den meisten historischen Archiven – wissenschaftlicher Auftrag und Referenzen.

Das Archiv der Glaubensbehörde besteht aus knapp 4900 Archivbänden der 1542 gegründeten „Sagra

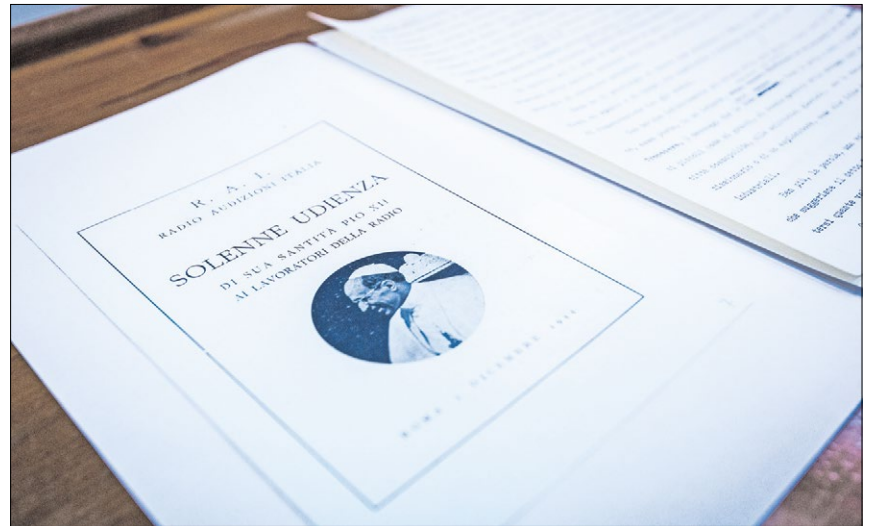


▲▶ Historiker erhoffen sich, im Inquisitionsarchiv Neues über Pius XII. herauszufinden. Viele Akten des Pontifikats ruhen allerdings im Archiv des vatikanischen Staatssekretariats. Fotos: KNA

Congregatio Romanae et universalis Inquisitionis“, 380 Bänden der 1966 abgeschafften Kongregation für die verbotenen Bücher sowie 255 Bänden des Inquisitionsarchivs Siena. Dieser historische Schatz lagert in klimatisierten Kellerräumen des viergeschossigen Gebäudes – brandgeschützt und videoüberwacht.

Von Napoleon geraubt

Ein großer Teil des Archivs ging verloren, als Napoleon es bei seinem Kultur-Raubzug 1797 durch Italien nach Paris schaffen ließ. Den späteren Rückweg traten nicht mehr alle Dokumente an. Vor allem die Akten alter Inquisitionsprozesse fehlen. „Die hielt man damals für uninteressant, ihr historischer Wert wurde nicht erkannt“, sagt Cifres. Prominente Fälle wie der von Galileo Ga-



lilei oder Giordano Bruno sind immerhin noch vorhanden. Über sie war allerdings schon vor Öffnung des Archivs fast alles bekannt.

Vieles von dem, was noch vorhanden ist, betrifft theologische Debatten. Die meisten der 100 bis 200 Forschungsanträge pro Jahr kommen aus Italien, gefolgt vom übrigen Europa und den USA. Die Untersuchungen drehen sich um einzelne Autoren und historische Persönlichkeiten, um Positionen der Kirche zu Naturwissenschaft, Astrologie und Mystizismus, teilweise auch um die Beziehungen des Heiligen Stuhls zu einzelnen Staaten und den politischen Systemen des 20. Jahrhunderts.

Öffentlich zugänglich ist der Archivbestand bis in die Amtszeit von

Pius XII. (1939 bis 1958). Dessen Pontifikat gab Papst Franziskus am 2. März 2020 frei, nachdem die Archivmitarbeiter das Material einigermaßen katalogisiert und teils digitalisiert hatten. Aus dem langen Pontifikat von Pius gibt es auch im Sant’Ufficio sehr viele Dokumente, verriet Cifres.

Die diplomatisch spannenden jedoch, zum Zweiten Weltkrieg und Holocaust, aber auch aus den Jahren des Kalten Kriegs und der Unabhängigkeitskriege europäischer Kolonien, liegen in den Archiven des Staatssekretariats sowie dem Vatikanischen Apostolischen Archiv, dem einstigen Geheimarchiv.

Da die Glaubenskongregation für Fragen der theologischen und moralischen Lehre zuständig ist, finden sich dort eher mögliche Antworten auf die Frage, ob der Papst Adolf Hitler eventuell habe exkommunizieren wollen. Oder welche Bücher mit faschistischem oder sozialistischem Gedankengut verboten wurden – oder warum nicht. So befasste sich ein Langzeitprojekt des Münsteraner Kirchenhistorikers Hubert Wolf mit der Erschließung und Digitalisierung des Index der verbotenen Bücher.

Die Archive des Vatikans zählen zu den wichtigsten Quellen für das historische Wissen der Menschheit. Das 1998 geöffnete Archiv des „Sant’Ufficio“ birgt Kurioses, Kontroverses, Tragisches, Erhellendes und Hässliches. Angesichts der verbreiteten Hoffnung auf sensationelle Funde warnt Historiker Wolf aber: Um valide Ergebnisse zu bekommen, müssten Bestände erst umfassend durchgearbeitet und genau analysiert werden. Roland Juchem



▲ Regale mit historischen Akten im Vatikanischen Apostolischen Archiv.



▲ In den überfüllten Lagern für Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem äthiopischen Tigray entspannt sich die Lage allmählich.

Foto: Yan Boechat/Voice of America/gem

ÄTHIOPIEN

Alte und neue Kriegsfronten

Im Norden des Landes schweigen die Waffen, im Zentrum steigen die Spannungen

ADDIS ABEBA – Entgegen vieler Erwartungen hält der Frieden zwischen den äthiopischen Bürgerkriegsparteien: der Regierung in Addis Abeba und den Rebellen in der nördlichen Region Tigray. Die Entwaffnung der Rebellen hat begonnen. Zugleich steht das ostafrikanische Land vor neuen Herausforderungen: Schon wird an anderer Front gekämpft.

Erstmals seit Monaten rollen wieder regelmäßig Hilfskonvois nach Tigray. Zum orthodoxen Weihnachtsfest tauschten die Tigrayer über Telefonleitungen, die während des Bürgerkriegs schwiegen, wieder Glückwünsche aus. Und zwischen der Hauptstadt Addis Abeba und der Provinzhauptstadt Mekelle verkehren wieder Linienflüge. Mit der Entwaffnung der lokalen Kämpfer startete der nächste große Schritt in Äthiopiens Friedensprozess.

„Tigray hat seine schweren Waffen abgegeben“, bestätigte der Sprecher der Lokalbehörden, Getachew Reda. Dies sei „Teil der Zusage, die Vereinbarung von Pretoria umzusetzen“. 5000 Kilometer weiter südlich, in der Hauptstadt Südafrikas, hatten Äthiopiens Bürgerkriegsgegner im November einen Friedensdeal geschlossen. Die damit einhergehende Waffenruhe soll den Schlussstrich unter den blutigen Konflikt der jüngsten Vergangenheit ziehen.

Im November 2020 war der gerade erst zum Friedensnobelpreisträger gekürte Premier Abiy Ahmed gegen die Rebellen im Norden in den Krieg gezogen. Die Volksbefreiungsfront von Tigray (TPLF), die Äthiopiens Politik selbst jahrelang beherrschte, hatte sich geweigert, Abiy als Regierungschef anzuerkennen. Millionen Menschen mussten vor den Kämpfen fliehen. Mehr als 500 000 sollen ums Leben gekommen sein.



Hilfsorganisationen warfen der äthiopischen Regierung vor, Hunger als „Kriegswaffe“ einzusetzen, während Tigrays teils zerbombten Krankenhäusern die Medikamente ausgingen. „Nirgendwo auf der Welt erleben wir eine solche Hölle wie in Tigray“, sagte Tedros Ghebreyesus, der aus der Region stammende Generaldirektor der Weltgesundheitsorganisation WHO.

Meilensteine des Friedens

Mehrere Waffenstillstandsvereinbarungen wurden in den vergangenen zwei Jahren gebrochen – manche binnen weniger Stunden. Nun könnte der Frieden endlich halten. Als „Meilenstein“ verbuchten die Führer von Tigray den Besuch einer äthiopischen Regierungsdelegation Ende Dezember. Andere Fortschritte sieht die Denkfabrik „International Crisis Group“ (ICG): „In einer positiven Entwicklung für Äthiopiens heiklen Friedensprozess begannen Eritreas Truppen mit dem Rückzug aus Teilen Tigrays.“

Eritrea, das Nachbarland, galt einst als Äthiopiens Erzfeind. Nach dem Friedensschluss 2018, für den Premier Abiy den Nobelpreis zuge-

sprochen bekam, ist das Regime in der Hauptstadt Asmara ein neuer Verbündeter. Eritreas Streitkräfte kämpften an der Seite äthiopischer Truppen gegen die Tigray-Rebellen. Dass sie nun mit dem Abzug begonnen haben, bezeichnet die ICG als „wesentlich“ für den „fragilen Friedensprozess“.

Äthiopien ist Sitz der Afrikanischen Union und gilt als Hoffnungsträger in Afrika. Von Stabilität ist das zweitbevölkerungsreichste Land des Kontinents aber noch weit entfernt. Daran konnte selbst der Tigray-Frieden nur wenig ändern: Während die Waffen in der nördlichen Provinz schweigen, flammte der Konflikt in der zentralen Region Oromia wieder auf. Ein Angriff forderte dort laut ICG Dutzende Todesopfer. Tausende Bewohner mussten fliehen. Auch in Addis Abeba stiegen die Spannungen zwischen den Volksgruppen der Oromo und der Amhara.

Seit Jahren schon warnen Experten vor sich ausbreitendem „ethnischen Nationalismus“ in dem Vielvölkerstaat. Die Gräben zwischen den mehr als 90 Volksgruppen sind tief. Verkompliziert wird das Kräfte-messen durch die Tatsache, dass sich rund um viele der ethnischen Gruppen Parteien mit eigenen Armeen formierten. Einige davon stuft die Zentralregierung in Addis Abeba als Terrororganisationen ein.

Markus Schönherr

◀ Äthiopische Soldaten bei einer Militärparade.

WARUM SICH DEUTSCHE UND RÖMER SCHWER TUN

„Er glaubt aber schon an Gott?“

Bischof Bertram Meier und Botschaftsrat Lahl erzählen aus ihrem Erfahrungsschatz

AUGSBURG (jm) – Mit einem spannenden Thema und zwei hochkarätigen Referenten ist das Akademische Forum des Bistums Augsburg ins neue Jahr gestartet: ein Thema, das erst recht nach dem Tod von Papst em. Benedikt XVI. und dem Ad-limina-Besuch der deutschen Bischöfe mitten aus dem Leben gegriffen war und entsprechend eine stattliche Zuhörer-Zahl anlockte: „Hinterm Horizont geht's weiter. Rom und die Deutschen.“

Als Referenten hatte das Forum zum einen den eigenen „Chef“ gewonnen, nämlich Bischof Bertram Meier. Gefragt war dieser ob seiner reichen Erfahrung in und mit der „Ewigen Stadt“: Neben seiner facettenreichen Tätigkeit im Bistum war Meier 1996 bis 2001 Leiter der deutschsprachigen Abteilung im Vatikanischen Staatssekretariat und Dozent der Päpstlichen Universität Gregoriana. Auch hat der heutige Diözesan- und Weltkirche-Bischof in Rom studiert, wo er zum Priester geweiht und promoviert wurde.

Mit ihm per Du und ebenfalls Rom-Student: Monsignore Oliver Lahl, zunächst Sekretär von Bischof Walter Kasper, dann Privatsekretär des Kardinals in Rom; nach seelsorglicher Tätigkeit im Heimatbistum Rottenburg-Stuttgart 2016 zum Geistlichen Botschaftsrat an der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl berufen und so Nachfolger des aus dem Bistum Augsburg stammenden Prälaten Eugen Kleindienst.

Woher kommt es, dass sich deutsche und römische Kirchenvertreter



▲ Der Geistliche Botschaftsrat Oliver Lahl spricht am Podium über „Rom und die Deutschen“.

oft nicht richtig „verstehen“, von der Sprache ganz abgesehen? Warum blicken die einen oft argwöhnisch auf die anderen?

Wilde Germanen

Ausgehend von antiken Schilderungen Cäsars über wilde, banaische Germanen, die bis heute das Bild junger Italiener beeinflussen, griff Monsignore Lahl tief in die Beziehungskiste, um dem Verhältnis auf den Grund zu gehen: Johann Wolfgang von Goethe und seine

Italienreise („das Land, wo die Zitronen blühen“) zeigten zunächst die große deutsche Begeisterung für das südliche Leben, die bis heute in Urlaubswünsche einfließe. Ernüchterungen hätten oft wesentlich mit der Reformation zu tun. Für Deutsche sei die Prägung durch zwei Konfessionen selbstverständlich. Wer hingegen evangelisches Leben in Rom suche, müsse – bildlich gesprochen – „in den Zoo gehen“. Als Lahl als junger Student in Rom der Vermieterin erzählte, dass sein Vater evangelisch sei, fragte diese erstaunt: „Er glaubt aber schon an Gott?“

Die Unterschiede seien tiefgreifend und historisch. Angefangen vom römischen Entsetzen über die Plünderung Roms durch protestantisch geprägte Truppen Karls V. 1527 bis zum fehlenden Gemeindegesang italienischer Pfarreien, der im Gegensatz zur reformatorisch begründeten, katholischerseits übernommenen Sangesfreude in Deutschland stehe, gehe es weiter mit der kritischen Haltung italienischer Christen zum Staat, die einen schroffen Gegensatz zu Kooperationsmodellen in Deutschland bilde.

Viele persönliche Erfahrungen beisteuern konnte ob seiner langen Rom-Präsenz, ergänzt durch regelmäßig Besuche, auch Bischof Bertram Meier: „Gesetze werden in

Rom gemacht und in Deutschland gehalten“, schilderte er den Unterschied zwischen romanischer Gelassenheit und germanischer Genauigkeit. Die Schwierigkeiten im Dialog zögen sich durch die ganze jüngere Kirchengeschichte, hätten bereits vor der Reformation begonnen und hingen ganz wesentlich davon ab, ob es deutscherseits einen kundigen Vermittler in Rom gebe.

Wenn Rom hustet

Andererseits fehle es hierzulande oft an der gebotenen Mäßigung: „Wenn man in Rom hustet, bricht bei uns eine Virusgrippe aus!“ Die Deutschen seien eben „Problematischer“. Umgekehrt würden übertriebene Vorschläge, etwa zur Abschaffung des sakramentalen Priesteramts im Synodalen Weg, mit höchstem Argwohn nicht nur in Rom betrachtet.

Und wie kann das Verhältnis besser werden? Unter Moderation von Robert Schmucker kamen auch die Zuschauer mit ihren Fragen zu Wort. Als ganz entscheidend nannten Lahl und Meier, dass Deutschland, „seine“ Kirche und „seine“ Theologen an führender Position und mit führenden Köpfen in Rom vertreten seien. Daran aber fehle es nicht erst seit dem Tod des Papa emeritus ganz gewaltig.



▲ Oliver Lahl (links) und Bischof Bertram Meier erwiesen sich als kundige Wegweiser zwischen Italiensehnsucht und Italienfrust. Fotos: Zoepf

SEIT ZEHN JAHREN BISCHOF

„Synodalität“ als große Aufgabe

Rudolf Voderholzer will von den Gläubigen „wissen, wo der Schuh drückt“

REGENSBURG – Seit zehn Jahren ist Rudolf Voderholzer Bischof von Regensburg. Am 26. Januar 2013 wurde er geweiht, nachdem er am 11. Januar im Beisein des damaligen bayrischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer den Treueeid abgelegt hatte. Im Interview spricht Voderholzer rückschauend und ausblickend über Themen, die ihm bei seiner Arbeit besonders am Herzen liegen.

Herr Bischof, am 6. Dezember 2012 hat Papst Benedikt XVI. Sie zum 78. Bischof von Regensburg ernannt. Erinnern Sie sich noch an Ihre damalige Gefühlslage?

Daran kann ich mich sehr gut erinnern. Es war ambivalent. Natürlich fühlte ich mich geehrt durch das Vertrauen, das mir der Heilige Vater dadurch entgegengebracht hat. Mit der Ernennung hat er mir ja das ganze Volk Gottes im Bistum Regensburg sozusagen in Obhut gegeben. Was für eine Aufgabe!

Andererseits fühlte ich mich aber auch aus vielen laufenden Prozessen herausgerissen, die mir sehr ans Herz gewachsen waren. Die Arbeit mit den Studenten und Professorenkollegen an der Theologischen Fakultät Trier, die Pfarrseelsorge mit vielen ehrenamtlichen und hochengagierten Frauen und Männern, Mädchen und Buben in der Pfarrei St. Nikolaus in Kasel und nicht zuletzt die Aufbauarbeit im Institut Papst Benedikt XVI. in Regensburg.

Wir hatten gerade die Arbeiten an dem besonders spannenden Band 7 über die Mitarbeit Joseph Ratzingers am Zweiten Vatikanischen Konzil hinter uns, bei der wir einige Neuentdeckungen machen durften. Sehr schnell setzte sich dann eine gesunde, aber deutliche Nervosität durch im Hinblick auf die bevorstehenden großen Aufgaben.

In einem Grußwort anlässlich ihrer Bischofsweihe am 26. Januar 2013 haben Sie geschrieben: „Wir katholischen Christen werden in den nächsten Jahren enger zusammenrücken, mehr aufeinander hören, uns intensiver bestärken müssen, damit wir uns immer wieder in Christus erneuern können.“ Erahnten Sie schon die aktuelle Krise der Kirche?

Ich bin selbst ein wenig überrascht, wenn ich diese Zeilen heute nochmal höre. Sie bringen das auf

den Punkt, was ich auch gegenwärtig als große Aufgabe wahrnehme und was wir seit einigen Jahren mit Papst Franziskus mit dem Stichwort „Synodalität“ zusammenfassen. Leider werden das Zusammenrücken, das Aufeinander-Hören und die gegenseitige Bestärkung durch unnötige und unheilvolle Grabenkämpfe allzu oft torpediert.

Aber mehr noch als in vergangenen Zeiten muss uns Katholiken klar sein: Wir sind in Deutschland in der absoluten Minderheit und können nur überzeugen, wenn wir wie die Urgemeinde festhalten „an der Lehre der Apostel [...] und an der Gemeinschaft [communio], am Brechen des Brotes und an den Gebeten“ (Apg 2,42).

Viele sehen in den weltweiten Missbrauchsskandalen die Ursache für die Krise der Kirche, aus der hier-

zulande der Synodale Weg herausführen soll. Im Zusammenhang mit der MHG-Studie haben Sie schon früh von einem „Missbrauch des Missbrauchs“ gesprochen. Was läuft Ihrer Meinung nach schief am Synodalen Weg?

Eine Mahnung der Heiligen Schrift, die mich im Zusammenhang mit der Missbrauchsaufarbeitung im Bistum Regensburg immer begleitet hatte und mir Ansporn zu konsequentem Handeln im Sinne der Opfer und Betroffenen war und weiterhin ist, lautet: „Wehe dem nichtsnutzigen Hirten, der die Schafe im Stich lässt!“ (Sach 11,17).

Eingedenk dieser prophetischen Mahnung habe ich im Blick auf die Betroffenen des sexuellen Missbrauchs in meinem Hirtenbrief im Jahr 2017 gesagt: Das erlittene Unrecht „wiegt umso schwerer, als diese Kinder in gutem Glauben

Priestern und kirchlichen Angestellten anvertraut wurden, die im Auftrag Christi, des Guten Hirten, den Zehn Geboten und dem Gebot der Nächstenliebe verpflichtet waren. Liebe Mitchristen, angesichts der obigen Schilderungen kann ich nur in Demut um Entschuldigung bitten. Als Bischof der Kirche von Regensburg bitte ich anstelle der Täter, von denen die meisten verstorben sind, um Vergebung und bitte, dass diese Entschuldigung von den Betroffenen angenommen werde.“

Vor allem durch die Veröffentlichung der MHG-Studie im Jahr 2018 hatte uns das Thema mit neuer Wucht eingeholt. Als Folge dessen wurde der „Synodale Weg“ ins Leben gerufen. Durch die Vermischung mit kirchenpolitischen Themen hat die Auseinandersetzung erheblich an Schärfe gewonnen. Diese Verkoppelung halte ich für das Grundproblem des „Synodalen Weges“.

Dadurch wird sowohl das Anliegen der Aufarbeitung im Interesse der Betroffenen gefährdet wie auch das Bemühen um Erneuerung der Kirche belastet. Dies bestätigte auch der Präfekt der Bischofskongregation Marc Kardinal Ouellet bei unserem Ad-limina-Besuch in Rom.

Mit viel persönlichem Engagement haben Sie sich an die Aufarbeitung des Missbrauchs bei den Regensburger Domspatzen gemacht. Wie schmerzlich ist dieser Prozess für Sie gewesen, was hat Sie besonders betroffen gemacht?

Sehen Sie, ich bin selbst seit meiner Geburt in den Glauben und das Leben der Kirche hineingewachsen und kirchlich-katholisch sozialisiert worden. In meiner Familie habe ich den Glauben an Gott als die alles überragende geistige Realität kennengelernt, die zugleich das tragende Fundament unseres Lebens ist. In der Pfarrei, der Schule und im gesellschaftlichen Leben in München habe ich den kirchlichen Glauben in seiner Vielfalt und seinem Facettenreichtum kennengelernt.

Natürlich waren mir, beispielsweise in meiner Bundeswehrzeit, auch die kritischen Anfragen und Anfeindungen nicht fremd geblieben. In meiner Zeit als Seminarist und danach als Priester mit unterschiedlichsten Einsatzorten war ich nie – ebenso wie zuvor – mit einem Fall von sexuellem Missbrauch oder



▲ „Ich bin froh, hier in Regensburg Bischof sein zu dürfen“, gesteht Rudolf Voderholzer. Seit zehn Jahren hat er das Bischofsamt inne. Foto: pdr/altfoto Moosburger

körperlicher Gewalt durch einen Kleriker in Berührung gekommen.

Und dann höre ich in den Gesprächen mit den Opfern davon, dass es kirchliche Orte gab, die für Kinder buchstäblich die Hölle auf Erden waren. Sie können sich vielleicht vorstellen, dass mich das sehr mitgenommen hat. Das Bild, das sich aus diesen Gesprächen für mich ergeben hatte, war zutiefst verstörend. Das kann ich nicht anders sagen.

Auch am Synodalen Weg haben Sie sich engagiert beteiligt und sich dafür wenig schmeichelhafte Bezeichnungen eingehandelt. Einige Ihrer Äußerungen im Forum wurden gar als „zynisch“ und „mensenverachtend“ bezeichnet. Wie sehr trifft Sie solche Kritik und wie gehen Sie damit um?

In einem politischen Prozess wird mit harten Bandagen gekämpft. Insofern hat mich das nicht überrascht. Ich muss allerdings zugeben, dass ich anfangs noch davon ausgegangen war, dass ein theologisches Ringen um Argumente im Rahmen des Synodalen Weges möglich wäre. Darauf hatte ich mich eingelassen und war auch gerne bereit, viel Arbeitszeit und -energie dafür zu investieren.

Zurück zu Ihrer Bischofsweihe: Damals nannte der Apostolische Nuntius Jean-Claude Périsset Ihre Aufgabe, die Werke Joseph Ratzingers/Papst Benedikts XVI. herauszubringen, „fast übermenschlich“. Nicht nur als Gründungsdirektor des Instituts Papst Benedikt XVI. haben Sie eine besondere Beziehung zu Joseph Ratzinger. Was bedeuten der emeritierte Papst und sein theologisches Werk für Sie?

Inspiziert von der Theologie Joseph Ratzingers bin ich seit meiner Abiturzeit, wo ich die „Einführung ins Christentum“ gelesen habe und verstanden habe, dass das zentrale Glaubensgeheimnis des Christentums die Dreifaltigkeit Gottes ist, das heißt: Gott ist von Ewigkeit her Liebe, in Gott gibt es das Wir, Gott ist Fülle von Beziehung. Seither habe ich alles, was ich von ihm bekommen konnte, zu lesen versucht.

In den auch sprachlich schönen, bilderreichen, abwechslungsreich biblisch, philosophisch und dogmengeschichtlich argumentierenden Ausführungen Joseph Ratzingers bekam für mich die Antwort des Glaubens gleichsam Fleisch und Blut sowie ein Gesicht. Inhaltlich sehe ich drei wichtige Themenbereiche seiner Theologie.

Erstens: Die Verwiesenheit von Glaube und Vernunft aufeinander. Vernunft ohne Glauben wird blind, das heißt, sie fesselt sich selbst und verschließt sich ihre größten Mög-



▲ Freudige Neugier beim Empfang des designierten Bischofs auf dem Regensburger Domplatz am 20. Dezember 2012. Die Begegnung mit den Gläubigen ist Bischof Rudolf Voderholzer nach wie vor sehr wichtig. Foto: M. Bauer

lichkeiten. Glaube ohne Vernunft dagegen wird fanatisch und kann sich auch nicht mitteilen. Zweitens: Hinsichtlich des Verständnisses von Offenbarung hat Joseph Ratzinger schon im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils die Weichen gestellt für eine Versöhnung von Offenbarung und Geschichte. Die Bibel ist nicht selbst Offenbarung, sondern geschichtliches, vom Geist inspiriertes Zeugnis der Offenbarung.

Drittens: Im Bereich der Lehre über die Kirche hat Joseph Ratzinger maßgeblich zur Wiederentdeckung der „Eucharistischen Ekklesiologie“ beigetragen. Nicht nur meiner Meinung nach wird Joseph Ratzinger in die Geschichte eingehen als einer der ganz großen Prediger. Vor einiger Zeit sagte mir ein amerikanischer Mitbruder: „In 100 Jahren wird man seine Texte im Brevier lesen.“ Ich antwortete: „Ja, so wie die Lesepredigten von Leo oder Gregor, den Großen.“

2014 haben Sie das Akademische Forum Albertus Magnus gegründet, 2016 das neue Ostkircheninstitut der Diözese und 2017 das Institutum Liturgicum Ratisbonense. Allgemein sind Ihnen Bildung und Wissenschaft offensichtlich ein Herzensanliegen.

Es kann in der Kirche nie zu viel Wissenschaft geben. Leider nicht nur im Volksmund hat sich ja das Vorurteil der Wissenschaftsfeindlichkeit des Glaubens und der Kirche verbreitet. Das Akademische Forum Albertus Magnus hat zur Aufgabe, zu zeigen, dass das Gegenteil der Fall ist. Glaube und Wissenschaft befruchten sich gegenseitig,

wenn beide ihre wesensmäßigen Grenzen beachten.

Und es braucht Orte, an denen die vorhandenen Schätze gehoben und der Pastoral zur Verfügung gestellt werden. Solche Orte sind die von Ihnen genannten Institute ebenso wie das Institut Papst Benedikt XVI. Dabei ist Wissenschaft kein Elfenbeinturm, der dem alltäglichen Leben völlig entrückt wäre. Viele Publikationen unserer Institute beispielsweise dienen Verkündern und weiteren Multiplikatoren als Quelle, aus der sie schöpfen, um damit Menschen Nahrung für den Glauben im Alltag zu bieten.

Auch religiöse Kunst und religiöses Brauchtum sind Ihnen ein besonderes Anliegen. Welche Bedeutung messen Sie beiden Bereichen in der Glaubensvermittlung zu?

Ich mache bei meinen Krippenführungen immer wieder die Erfahrung, dass Menschen, denen man erklärt, welche tiefere Bedeutung Darstellungen haben, die sie schon oft gesehen, aber noch nie „dahinter geblickt“ haben, „Aha-Erlebnisse“ machen, die ihren Glauben stärken oder sie motivieren, mehr über ihren Glauben zu erfahren, um eben noch mehr solcher „Aha-Erlebnisse“ zu machen. Das ist aus meiner Sicht eine schöne Form der Neu-Evangelisierung, die die Freude am Glauben aufflammen lässt.

„Hinein in das Bistum!“ lautet Ihr Motto, wenn es darum geht, den Gläubigen in vielfältiger Weise zu begegnen. Was ist Ihnen bei diesen Begegnungen besonders wichtig?

Ehrlichkeit. Ich will wissen, wo der Schuh drückt, will wissen, was

los ist vor Ort, auch was gut läuft, was die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter leisten, was die Menschen konkret bewegen und was sie bewegt. Die Begegnungen in den Pfarreien sind für mich von außerordentlich hoher Bedeutung. Alles, was wir „im Ordinariat“ machen, hat ja zum Ziel, den Menschen in den Pfarreien zu dienen.

Natürlich weiß ich, dass bei einem Bischofsbesuch nicht der graue Alltag sichtbar wird, sondern dass alle sich bemühen, dem Bischof eine möglichst „heile Welt“ zu präsentieren. Aus vielen Gesprächen weiß ich aber auch um die Not der Pfarrer, die sich von Verwaltungsaufgaben erdrückt fühlen, und kenne den Schmerz über die Vergeblichkeit pastoraler Bemühungen. All dem will ich mich stellen und will versuchen, Lösungen und Unterstützung anzubieten.

Wie beurteilen Sie aus Ihren Erfahrungen heraus den religiösen Grundwasserspiegel im Bistum?

Das ist immer eine Frage der Relation. Ich kann dazu nur sagen: Ich bin froh, hier in Regensburg Bischof sein zu dürfen.

Kirchenkrise, Ukrainekrieg, Corona-Pandemie, Energiekrise, Klimakrise: Angesichts der zahlreichen Krisen derzeit sprechen viele von einer Zeitenwende. Was lässt Sie auf eine Wende zum Guten hoffen?

Es gibt zu viele Menschen auf der Welt, deren Maßstab nicht die Welt, sondern Gott ist. Deshalb bin ich zuversichtlich, dass sich auch innerweltlich das Gute immer wieder durchsetzt. Interview: Stefan Mohr

AGGRESSION GEGEN DEN GLAUBEN

Angriffe auf den Sohn Gottes

Graffiti, Diebstahl und Zerstörung: In Bayern mehren sich Attacken mit Jesus-Bezug

AUGSBURG – Ausgerechnet das katholische Bayern meldet dieser Tage vermehrt Fälle von Vandalismus, meist mit Bezug zum Sohn Gottes. Mal werden Jesus-Figuren gestohlen und malträtiert. Mal tauchen unflätige Graffiti auf. Eine Soziologin nimmt zu den Übergriffen Stellung.

Grellrot und in großen Buchstaben prangt vor dem Augsburger Dom ein unanständiger Schriftzug: „Fuck Jesus! Er hätte es gewollt!“, steht da auf eine Mauer geschmiert, an der Exponate aus der Römerzeit gezeigt werden. Vandalismus ist das, klar – und nicht nur deshalb besonders ärgerlich, weil historische Zeugnisse beschmutzt wurden.

Christen dürfte dieser Akt vielmehr auch deshalb schmerzen, da hier der Sohn Gottes höchstpersönlich geschmäht wird – und das auch noch so kurz nach Weihnachten, dem Fest seiner Geburt. Dabei ist das Gesudel kein Einzelfall. Zuletzt gab es in Bayern einige Fälle von Jesus-Schindluderei.

Jesus verunglimpft

Zum aktuellen Fall am Augsburger Dom sagte die Polizei der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA), es sei bei solchen Vorkommnissen von einem Schaden von mindestens mehreren Hundert Euro auszugehen. Ermittelt werde nun wegen Sachbeschädigung. Erst im November hatte es in Augsburg eine Attacke auf eine katholische Kirche gegeben, bei der Jesus verunglimpft wurde.

Damals bewarfen bis heute Unbekannte das Gotteshaus Sankt Peter und Paul im Stadtteil Oberhausen mit Eiern und beschmierten es mit Graffiti. Unter anderem zu sehen: der Schriftzug „Fuck Jesus“, ein Satansstern und die Zahl 666, die auf den Teufel verweist. „Einen Tatzusammenhang können wir aktuell nicht ausschließen, wir ermitteln zurzeit aber nicht in einer Serie“, hieß es von der Polizei weiter.

Es sei durchaus möglich, dass im Stadtteil Oberhausen und am Dom jemand seine „Aggression, seinen Unmut gegen Kirche oder Glaube“ habe ausleben wollen. In Oberhausen, das als sozialer Brennpunkt gilt, ist die betroffene Kirchengemeinde nach dem Gekritzel in die Offensive gegangen: Die Schmierereien wur-



„Wer schreibt denn heute noch an die Wand?“, will die Augsburger Kirchengemeinde von den Verursachern der Schmierereien wissen.

den mit buntem Klebeband eingeraht und dazu Schilder aufgestellt. „Wer schreibt denn heute noch an die Wand??? Schreibt uns doch auf Insta!“, steht etwa darauf.

Man habe mit den Schmierern ins Gespräch kommen oder sie zumindest zum Nachdenken bringen wollen, heißt es aus der Gemeinde. Gemeldet hätten sie sich aber nicht. Andere Menschen hätten den offenen und kreativen Umgang mit den Schmah-Graffiti dafür gelobt. Für manche Gläubige sei es gleichwohl schwer erträglich gewesen, dass das Ganze nicht direkt entfernt worden sei. Auch zwei Monate nach dem Auftauchen ist die Verunstaltung noch zu sehen. Bald aber soll sie laut Gemeinde wegkommen.

Fort sind auch einige Jesus-Figuren. Aus mehreren Orten Bay-

erns gab es jüngst entsprechende Meldungen. Erst vorige Woche berichtete der „Münchner Merkur“ von einem gestohlenen Heiland, der an einem Feldkreuz im oberbayerischen Icking hing. Vandalismus werde in diesem Fall ausgeschlossen, da die Holzfigur fachgerecht abgeschraubt worden sei, womöglich zum Verkauf. Laut Polizei liegt der Schaden bei 400 Euro.

Im niederbayerischen Pfarrkirchen wurde schon zwischen den Jahren eine Jesus-Figur aus einer öffentlichen Krippe beim Alten Rathaus entwendet – und dann im Stadtweiher versenkt. Dort entstand ebenfalls ein Schaden in Höhe von rund 400 Euro. Auch aus der Münchner Jesuitenkirche Sankt Michael verschwand ein Jesus aus der Krippe – ausgerechnet an Weihnachten. Der

Schaden beläuft sich auf ein paar Hundert Euro – und große Traurigkeit unter den Gläubigen.

„Hier lag unser Jesus-Kindlein, das Teil unserer historischen Krippenlandschaft ist“, informiert Kirchenrektor Martin Stark auf einem Zettel. „Am 2. Weihnachtstag ist es uns leider abhandengekommen. Ich bitte denjenigen, der es vermutlich mitgenommen hat, inständig darum, die Figur uns zurückzubringen!“ Erhört wurde der Jesuit bisher nicht. Dank einer Spende ist die Krippe aber inzwischen wieder gefüllt – ein Jesuskind aus Ton liegt dort nun gebettet.

Keine Ahnung von Kirche

Die Düsseldorfer Soziologin Annette Schnabel liefert Erklärungsansätze für die Vorfälle. „Ein wachsender Teil der Bevölkerung hat keine Ahnung mehr von Kirche und Religion“, sagte sie der KNA. Schnabel vermutet, dass insbesondere hinter den Graffiti Jugendliche steckten.

„Wenn diese aus Familien ohne Verbindung zum Glauben kommen, ist es gut möglich, dass ihnen gar nicht klar ist, dass sie andere Menschen damit beleidigen“, vermutet sie. Auch sei denkbar, dass die Taten Ausdruck pubertären Aufbegehrens seien: „Da wird Kirche dann als ein Teil des Institutionengefüges, gegen das man sich wehren will, aufgefasst.“

Christopher Beschnitt

Hinweis

Einen Kommentar zu dem Thema lesen Sie auf Seite 8.



▲ Atheistische und obszöne Parolen verunstalten eine Mauer in direkter Nachbarschaft des Augsburger Doms.

Fotos: KNA



▲ Viele Jahre prägte die Zufahrt zur BND-Zentrale in Pullach das Bild des Bundesnachrichtendienstes in der Öffentlichkeit.

MEDIENKRITIK

Ein Nachruf auf Pullach

„Das Tor der Tränen“: Unterhaltsames vom alten Bundesnachrichtendienst

Aktuell steht der Bundesnachrichtendienst wieder in den Schlagzeilen: Ein Mitarbeiter soll für Russland spioniert haben. Literarisch aber fristet der BND ein Schattendasein. Anders als die US-Dienste CIA und NSA, der israelische Mossad oder der frühere sowjetische Geheimdienst KGB gelten die deutschen Auslands-Aufklärer als behäbig und wenig spannend. Selten stehen sie im Mittelpunkt fiktionaler Werke.

Eine der wenigen Ausnahmen bildet Carl Maria Ehrlichers „Das Tor der Tränen“, erschienen im Münchner Salon LiteraturVerlag. Schon der Name des Autors weist tief in die Agentenkiste des Tarnens und Täuschens: Er ist nämlich alles andere als „ehrlich“. Das Pseudonym hat er aus gutem Grund gewählt: Carl Maria Ehrlicher ist ein waschechter BND-Agent – oder war es zumindest.

Sein Buch führt den Leser in die 1970er und 80er Jahre, in die späte Hoch-Zeit des Kalten Kriegs zwischen Ost und West. Anders als in gängigen Hollywood-Streifen treten im „Tor der Tränen“ keine strahlenden Helden zum Abwehrkampf gegen sowjetische Super-Schurken an. Ehrlichers Hauptfigur, den seine Kollegen als „Herr Schreiber“ ansprechen, ist ein einfacher deutscher Beamter, der eher durch Zufall beim Nachrichtendienst gelandet ist. Für den BND reist er durch Europa und zapft seine Quellen an.

Als die Handlung Ende 1978 einsetzt, ist Schreiber seit rund elf Jahren in der Geheimdienst-Zentrale in Pullach. Zunehmend zweifelt er an seinem Tun, ist desillusioniert und genervt von seinem Arbeitsumfeld, von der Hierarchie, den Bürokraten und Karrieristen. Seine Freundin hat ihn verlassen, Alkohol ist zu seinem Begleiter geworden. In diese Situation platzt ein Befehl von oben: Bonn braucht dringend Informationen über den Jemen! „Herr Schreiber“ soll sie beschaffen – und gerät in ein politisches Drama, das zusehends zu seinem eigenen wird.

Der gespaltene Jemen

Das titelgebende „Tor der Tränen“ ist die Meerenge am Ausgang des Roten Meeres in den Indischen Ozean: zwischen Djibouti und dem Jemen, der vor 40 Jahren in einen sozialistischen Süden und einen pro-saudischen Norden gespalten ist. Heute treiben in jenem „Babel-Mandeb“ Piraten ihr Unwesen. In Ehrlichers Roman wirft der schiitische Iran, dessen Mullahs gerade den Schah aus dem Land gejagt haben, ein Auge auf die strategisch wichtige Meeresstraße.

Ehrlichers „Herr Schreiber“, aus dessen Perspektive das Buch im Wesentlichen erzählt, ist ein mit sich und seiner Arbeit hadernender Zyniker, der seine launigen Schilderungen mit einer ordentlichen Prise Humor würzt. Wohl auch deshalb

legt man das Buch nicht so schnell aus der Hand. Ganz im Gegenteil: Obwohl der Roman – einer zähen Operation des BND gleich – seine Handlung nur ganz langsam entfaltet, zieht „Das Tor der Tränen“ den Leser unterhaltsam in seinen Bann.

Inwieweit Ehrlichers Roman autobiografisch ist, bleibt unklar. Der Autor selbst weist entschieden zurück, sich mehr als nur oberflächlich bei dem bedient zu haben, was er selbst erlebte: Trotz des Verknüpfens von realen Bezügen „ist es immer ein Roman“, liest man zu Beginn des Buchs. Dass Ehrlicher sich all das von der Seele schrieb, was ihn in seinem Dienst als Pullacher „Schlapphut“ bewegte, liegt zumindest nahe. Die Zufahrt zur BND-Zentrale mag er mitunter selbst wie ein „Tor der Tränen“ empfunden haben.

So ist Ehrlichers Roman vor allem eines: ein Nachruf auf die Pullacher Ära des BND. 2019 zog die Zentrale endgültig nach Berlin um. Es war ein Umzug, den viele Mitarbeiter nicht gewollt haben. Schließlich gehörte Pullach, der noble und zugleich etwas abseitige Vorort von München, zum Nimbus des BND einfach dazu.

Thorsten Fels



Buchinformation

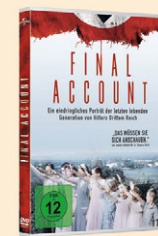
Carl Maria Ehrlicher
DAS TOR DER TRÄNEN
ISBN:
978-3-9474-0433-9
21,50 Euro

Filmtipp

Zeitzeugen des NS-Massenmords

Am 27. Januar gedenkt Deutschland des Holocausts. Gemeinhin gilt jener Massenmord der Nazis an den europäischen Juden als eines der fürchterlichsten Verbrechen in der Geschichte der Menschheit. Wie konnte es dazu kommen, dass in deutschem Namen solche Mordtaten geschahen?

Die Dokumentation „Final Account“ (etwa: letzter Bericht) folgt den Spuren der letzten Überlebenden jener Generation, die oft pauschal als Generation der Täter und Mitläufer gilt. Über zehn Jahre hinweg hat der britische Filmemacher Luke Holland mehr als 200 Männer und Frauen aus SS, Wehrmacht und Zivilgesellschaft interviewt – und ihre teils banalen, teils fesselnden und verstörenden Aussagen zu einem Film von 90 Minuten Länge kombiniert. Mit ihrer Verantwortung und der Frage, ab wann aus Mitläufertum Täterschaft wird, gehen sie ganz unterschiedlich um. Luke Holland ist selbst jüdischer Herkunft. Seine Großeltern mütterlicherseits kamen im KZ ums Leben. Trotz dieser persönlichen Betroffenheit urteilt Holland nicht. Die Schilderungen der Zeitzeugen stehen für sich. „Es gab Fälle“, sagt der Regisseur, „in denen meine Interviewpartner mich fragten, was ich in ihrer Situation getan hätte. Es ist nicht angenehm, das zuzu-



geben, aber möglicherweise hätte ich genauso gehandelt wie sie.“

Für Holland wurde „Final Account“ selbst zum letzten Bericht: Er starb kurz nach der Fertigstellung. Sein filmisches Vermächtnis unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt von üblichen Holocaust-Dokus: Die Opfer kommen nicht zu Wort. Ihre Geschichte wurde schon oft erzählt. Die der Täter nicht. Gerade dadurch hinterlässt Hollands Film einen bleibenden Eindruck: dokumentiert er doch die vielleicht letzten Äußerungen einer Generation, die viel Schuld auf sich geladen hat, sich aber auch viel zu selten erklären konnte. Und die sich in „Final Account“ großteils zum ersten Mal offenbart. *tf*

Information

„Final Account“ ist bei Universal auf DVD erschienen (EAN: 5053083246068) und im Handel ab 8 Euro erhältlich.

60 JAHRE ÉLYSEE-VERTRAG

Beispiel gelungener Integration

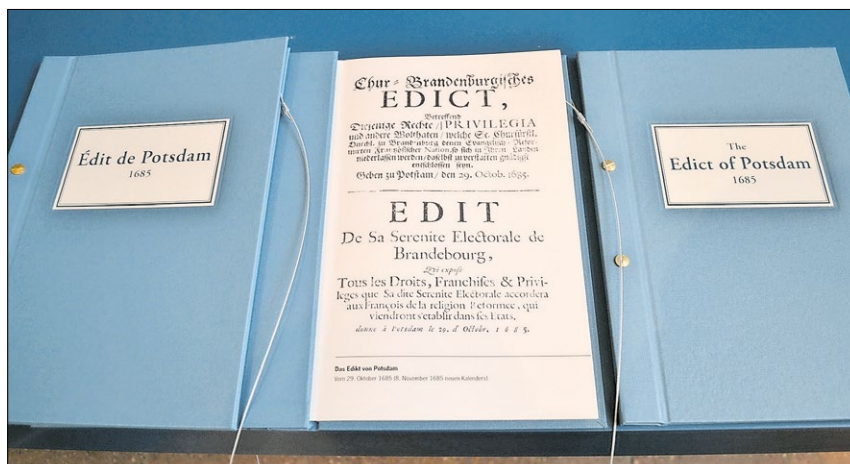
Die Hugenotten in Brandenburg zwischen Eigenständigkeit und Anpassung

BERLIN – Manch ein Berlin-Besucher wird sich beim Spaziergang über den Gendarmenmarkt fragen, aus welchem Grunde vis-à-vis vom Deutschen auch ein fast identisch aussehender Französischer Dom steht. Antwort gibt es genau dort. Denn im Französischen Dom verbirgt sich ein kleines Museum. Nach umfangreicher Renovierung und Neukonzeption der Dauerausstellung empfängt es wieder historisch Interessierte.

Das Hugenottenmuseum informiert über ein bedeutendes Kapitel Berliner und Brandenburger Geschichte, das in der ausgeprägten Erinnerungskultur der Hauptstadt nur eine Randerscheinung darstellt. Und das, obwohl das Schicksal der Hugenotten als Beispiel für gelungene Integration angesehen wird. Wer aber waren die Hugenotten und warum kamen sie gerade nach Brandenburg?

Die Spur führt ins 17. Jahrhundert nach Frankreich – und zu gleich drei Edikten. Das Edikt von Nantes (1598), das den französischen Protestanten, den Hugenotten, die Glaubens- und Gottesdienstfreiheit garantierte, wurde 1685 durch Ludwig XIV. und sein Edikt von Fontainebleau sozusagen in sein Gegenteil gekehrt. Die Repressionen gegenüber den Hugenotten hatten da aber längst begonnen.

Nun war die Ausübung des Protestantismus untersagt. Hugenottische Gotteshäuser, die „Temples“, wurden dem Erdboden gleichgemacht und ein jeder gezwungen, katholisch zu werden. Trotz der Tatsache, dass auch die Flucht verboten war, setzte



▲ Am Anfang der hugenottischen Einwanderung steht das Edikt von Potsdam.

ein Massensexodus ein. Das spielte dem brandenburgisch-preussischen Herrscher Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, in die Karten.

Sein Land lag nach dem Dreißigjährigen Krieg und weiteren kriegerischen Auseinandersetzungen darnieder, hatte große Teile seiner Bevölkerung verloren und war wirtschaftlich ausgezehrt. Das Edikt von Potsdam, das sogenannte Toleranzedikt, nur elf Tage nach dem von Fontainebleau erlassen, reagierte auf die Entwicklungen in Frankreich. Brandenburg und die Hugenotten sollten beide davon profitieren.

Es gewährte den Flüchtlingen nicht nur die Freiheit, ihren Glauben auszuüben, sondern lockte sie zudem mit jeder Menge Privilegien wie Steuererlassen, Zoll- und Zunftfreiheit.

Bauern erhielten kostenlos Land zugewiesen. Das geschah nicht gerade zur Freude der mehrheitlich lutherischen Bevölkerung. Aber es gab seinerzeit vielversprechendere Fluchtziele für die umworbenen Hugenotten, etwa die Niederlande.

Da blieb dem Großen Kurfürsten offenbar keine andere Wahl.

Im Hugenottenmuseum mit seinen 150 Exponaten berichten Darstellungen von der Bartholomäusnacht von 1572, einem Pogrom an den Hugenotten, und der Zerstörung der Kirche von Charenton, dem wichtig-

ten Gotteshaus der Hugenotten. Eine sogenannte Haarknotenbibel, die so klein ist, dass man sie trotz Verbots problemlos im Kopfbewuchs mit sich führen konnte, und ein Reiseabendmahlkasten sind Zeugnisse der Flucht.

Bilder und Dokumente würdigen das Edikt des Großen Kurfürsten. Sein wegweisendes Manuskript schmückt eine ganze Wand. Der Besucher erfährt, dass schon 1705 die erste Französische Kirche für die Flüchtlinge geweiht werden konnte: ein eher bescheidenes Gotteshaus. 80 Jahre später wurde es wie auch die gegenüberliegende Deutsche Kirche repräsentativ zu einem Dom vergrößert – auf Wunsch Friedrichs des Großen. Die beiden Dome heißen übrigens nur deshalb so, weil „dôme“ das französische Wort für Kuppel ist.

Vom Kurfürsten bezahlt

Die Kirche war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der Hugenotten. Ihre Geistlichen wurden sogar eine Zeitlang aus der kurfürstlichen Kasse bezahlt. Im Zentrum des Gottesdienstes, der sich vom lutherischen Ritus unterschied, stand die Predigt. Das Abendmahl mit Brot und Wein wurde als Versammlung rund um den Abendmahlstisch eingenommen. Teilnehmen durfte nur, wer untadelig war. Die Prüfung des Lebenswandels oblag den Ältesten der Gemeinde und wurde durch eine Abendmahlsmarke bezeugt.

Die „Refugiés“ (Flüchtlinge), wie sich die Hugenotten selbst nannten, gehörten überwiegend der unteren



▲ Der Französische Dom am Berliner Gendarmenmarkt. Im Hintergrund links ist der nahezu baugleiche Deutsche Dom zu sehen.

Fotos: Traub



▲ Preußen-König Friedrich der Große, der „Alte Fritz“, ließ den Deutschen und den Französischen Dom bauen.

Mittelschicht an. Es waren aber auch Adlige und Bauern darunter. Nicht wenige blieben länger arbeitslos. Andere schufteten als Sänftenträger, wovon in der Ausstellung das Originalen exemplar einer Sänfte zeugt. Das war so etwas wie eine Taxi-Lizenz heute und nur aufgrund eines kurfürstlichen Privilegs möglich.

Die Hugenotten bauten erfolgreich (meist subventionierte) Manufakturen auf und etablierten neue Berufe wie den Handschuhmacher, den Strumpfwirker oder den Parfumeur. In der Textilbranche fanden die meisten Refugiés Arbeit. Darüber hinaus engagierten sie sich in der Armenfürsorge, gründeten Schulen und Krankenhäuser.

Allmählich ging es aufwärts in Brandenburg, wo sich nach dem Edikt bis zu 20 000 Hugenotten niederließen. Um 1700 war ein Fünftel der Berliner hugenottisch. Bis 1731 entstanden 48 französische Kolonien mit eigener Verwaltung und Rechtsprechung, kleine Staaten innerhalb des Staates. Weitgehend aufgelöst wurden sie erst 1809 – ebenso wie die meisten ihrer Privilegien. Die Kirchenverfassungen hatten dagegen noch länger Bestand. Französisch-reformierte Gemeinden gibt es bis heute.

Der Aufschwung, den die Hugenotten mitbrachten, war keineswegs nur ein ökonomischer. Auch die fremde Sprache und die Lebensumstände der Refugiés bereicherten die Gesellschaft. Die Hugenotten erzogen Hohenzollernprinzen und wurden von Otto von Bismarck sogar als die „besten Deutschen“ gelobt: wohl nicht nur, weil sie 1870 als überzeugte Preußen in den Krieg gegen Frankreich zogen.

Da verwundert es nicht, dass der Terrakottafries am Roten Rathaus,

auf dem bedeutende Augenblicke der Berliner Stadtgeschichte dargestellt sind, auch die Zuwanderung aus Frankreich würdigt: Dankbar kniet das Oberhaupt einer Hugenottenfamilie vor dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Und jener hat die Tore seiner Stadt weit geöffnet.

Ein anderes Zeugnis ist der Französische Friedhof an der Chausseestraße. Wer vor dem herrschaftlichen Grab Pierre Louis Ravenés steht, gewinnt einen Eindruck von der Stellung, die dieser Industrielle gehabt haben muss. Er war nicht der einzige. Gartenarchitekt Peter Joseph Lenné und Schriftsteller Theodor Fontane sind nur zwei Beispiele für bedeutende Persönlichkeiten mit hugenottischen Wurzeln.

Wenig Integrationsdruck

Trotz ihrer Eigenständigkeit sind die Refugiés in der Gesellschaft angekommen – und das, obwohl sich der Integrationsdruck sehr in Grenzen hielt. 100 Jahre nach dem Edikt gelangten sie auch in höhere Funktionen von Militär und Verwaltung. Gelungene Integration also? Ja – aber. Denn tatsächlich zeigt der Blick in die Geschichte, dass Höhen und Tiefen über einen langen Zeitraum die Entwicklung begleiteten.

Neid auf die vermeintlich Privilegierten war keine Seltenheit. Auch von Brandstiftungen sowie Übergriffen auf Frauen und Kinder erfährt man. Sie sprächen kein Deutsch, wurde als Grund genannt. Am Ende setzten sich die Hugenotten mit ihren Fähigkeiten und Tugenden aber doch durch. Und wurden ein wichtiger Teil Preußens.

Am 22. Januar 1963 unterzeichneten der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer und Frankreichs Präsident Charles de Gaulle in Paris

den Élysee-Vertrag. Mit ihm knüpften die ehemaligen Erzfeinde ein enges politisches Band der Freundschaft. Daran erinnert an diesem Sonntag der Deutsch-Französische Tag, der vor 20 Jahren zum ersten Mal gefeiert wurde. Er bietet auch eine gute Gelegenheit, sich des hugenottischen Erbes zu erinnern.

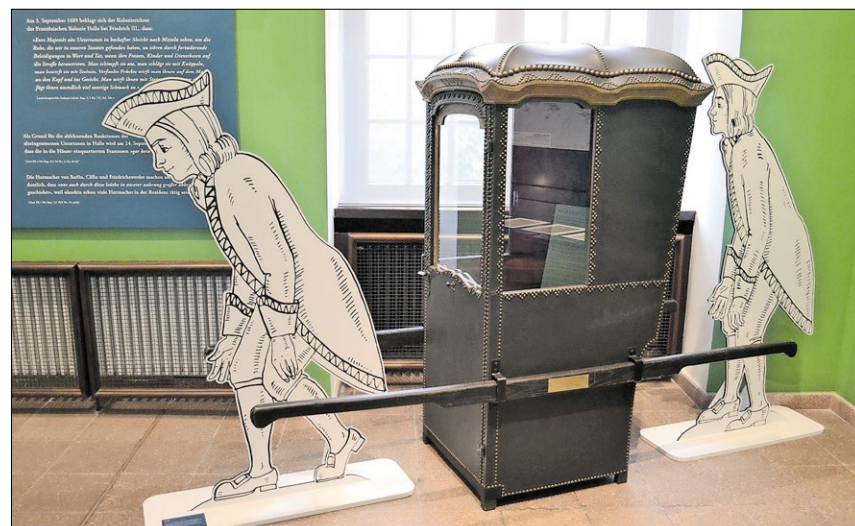
Und daran, dass Integration gelingen kann. *Ulrich Traub*

Informationen

zum Berliner Hugenottenmuseum am Gendarmenmarkt finden Sie unter www.hugenottenmuseum-berlin.de, zur Französischen Kirche unter www.franzoesische-kirche.de.



▲ Ausdruck wirtschaftlichen Erfolgs: das Grab des Industriellen Peter Louis Ravené auf dem Französischen Friedhof an der Berliner Chausseestraße.



▲ Viele Hugenotten verdingten sich in Brandenburg als Sänftenträger.



▲ Der Große Kurfürst empfängt die ersten Hugenotten. An der Wand daneben der Text des Edikts von Potsdam.

1 Über Haberszell ging hinter schweren Wolken und näs-senden Nebeln ein trister Herbstmorgen auf, zähe und düster, als zögere der Tag, das Unglück zu enthüllen, das die vergangene Nacht über das Dorf gebracht hatte.

Um den spitzen Turm der Kirche, die Häuser am Dorfplatz und die gegen den Berg liegenden Höfe lag eine bange Stille, obwohl trotz der frühen Stunde die Dörfler noch unterwegs waren zwischen dem kleinen Ort an der Straße und dem vom schwebenden Nebel verhangenen Mittererhof droben unterm Wald. Sie hatten das jammernde und hilfe-rufende Bimmeln der Glocke noch in den Ohren, die sie in der Nacht zum Montag aus dem Schlaf gerissen hatte, als droben am Berg eine rote flackernde Lohe aufstieg, und der alte Mittererhof von züngelnden Flammen und knatterndem Brand aufgefrisst wurde.

Noch ehe der Tag gekommen war, hatten sich die haushohen Feuerzungen in die glühenden Reste des Hofes zurückgeduckt und nur einmal noch kräftig aufgebrannt, als die gemauerte Giebelwand des neuen Heustadels auf die glosenden Heuhaufen niedergesunken war.

Es hatte nicht viel Wasser gegeben, und die Hofschwemmen vom Mitterer und vom Obermeier wurden von der neuen Motorspritze bald bis auf den Bodenschlamm leergesaugt. Dann musste man es brennen lassen, und das letzte hölzerne Bauernhaus im ganzen Tal ging wie Zunder auf.

Verkohlt gebälk ragte auf, und in die Brandstatt streckten sich die verbrannten Aststumpen des alten Kirschbaumes. Gelber Rauch quoll dick und schwer aus den wüsten Trümmern des Wohnhauses, der eingestürzten Decke des gemauerten Stalles und den dampfenden schwarzen Heuhaufen, aus denen immer wieder die leuchtende Glut bleckte.

Auf der Hauswiese stand und lag verstreut das Wenige herum, was an Hausrat gerettet werden konnte: alte Kästen, Tische und Stühle und graue Betten, auf die ein feiner Regen schon stundenlang nässte.

Die Männer und Frauen, die huschelnd und durchnässt im Kreise um die trostlose Brandstatt standen, unterhielten sich nur flüsternd, und ihre verhaltenen Gebärden verrieten, dass sie sich achselzuckend nach der Brandursache fragten oder mit einem Blick nach dem alten Mitterer dessen Kummer beredeten.

Seit man ihn vor Stunden völlig verstört aus dem Hause gebracht hatte, saß er, teilnahmslos vor sich hinstarrend, auf einem Holzstock und sah nicht einmal auf, als der



Haberszell, ein Dorf im Bayerischen Wald, seine Menschen und ihr Alltag stehen im Mittelpunkt dieses Romans. Eine unrühmliche Rolle spielt darin die attraktive Hausangestellte Rosl. Sie versucht, durch Lügen und Intrigen ihre Ziele zu erreichen, stiftet auf diese Weise Verwirrung und Chaos. Ob die Rechnung am Ende für sie aufgehen wird? Oder bewahrheitet sich doch der Spruch „Wer Lügen sät, hat eine böse Ernte“?

Nachbar, der Obermeier, ihm seinen eigenen Hut auf den Kopf setzte, auf dessen schlohweißes Haar Regen und Flugasche sich zu Schmutz vermischt hatten, der ihm in Streifen über das Gesicht gelaufen war.

Man ließ ihn in Ruhe, denn jede gutgemeinte Aufforderung, doch zum Nachbarn in die Stube zu gehen, weil er ja hier nichts helfen könne, hatte er mit einem bösen Knurren beantwortet. So hatte er zugesehen, wie der alte Hof zusammenbrannte. Keinen Blick warf er auf den spärlichen Hausrat, der nun unter der Nässe verdarb, und das Brüllen der Kühe, die man aus dem Stall holte und fortbrachte, schien er gar nicht gehört zu haben. Er hatte bis zum Morgen auch noch nichts gefragt und auch seinen beiden Söhnen, dem Jakob und dem jüngeren Anton, keine Antwort gegeben.

Verschlossen und grüblerisch, als dächte er die ganze Zeit schon über etwas Bestimmtes nach, verfolgte er mit wachen Augen, wie nun im wachsenden Tag seine Buben, zusammen mit der jungen Haushälterin, der Rosl, die seit dem Tod der Bäuerin auf dem Mittererhof war, den geretteten Teil der Einrichtung hinüber in den Stadel des Obermeier brachten. Immer wieder aber kehrte sein Blick zu den drei Feuerwehrleuten zurück, die noch geblieben waren und die glühenden Heuhaufen auseinanderrissen.

Mit halblauten Befehlen und eifrig um die Brandstatt stelzend, tat sich der junge Dangel hervor, in tadelloser Uniform und mit dem

Helm des Feuerwehrkommandanten, den er stellvertretend für seinen erkrankten Vater trug und damit auch dessen Funktion als Kommandant ausgeübt hatte.

Dann wanderten die Blicke des Bauern hinüber zum Einfahrtsweg vom abgebrannten Stadel, sahen dort den neuen Traktor stehen und blieben nachdenklich daran haften.

Der Nebel war gegen den Wald zurückgewichen, und aus einem blauen Flecken am Morgenhimmel sah kurz die Sonne. Die roten und grünen Lackfarben am Traktor leuchteten glänzend auf, ein seltsamer Kontrast zu der trostlosen Stätte des abgebrannten Hofes.

„Vater, willst net zum Obermeier gehen? Wirst noch krank in der Kälte und Nässe!“ Der Bauer schüttelte nur den Kopf. „Da kannst ja doch nix mehr helfen, also komm!“, drängte der Jakob gut meinend. Langsam wandte ihm der Vater das Gesicht zu und deutete hinüber, wo in der kargen Sonne der Traktor blitzte. Der bohrende Blick des Bauern trieb seinem Sohn das Blut ins Gesicht. „Was meinst? Der Traktor? Ist ein Glück, dass ich ihn gestern noch herausgefahren habe, sonst wäre er auch verbrannt.“ „So, so.“ Der Jakob spürte plötzlich das lau-ernde Misstrauen und wurde blass.

„Geh jetzt, friert dich ja eh wie einen Schneider.“ „Ja, gehen wir. Geschehen ist es, und ändern lässt es sich nimmer.“ Mit einem tiefen Seufzer erhob sich der alte Mitterer, taumelte steif und ließ sich von seinem Ältesten zum Obermeier

hinüberbringen, dessen Hof kaum 100 Schritte weiter am Hang lag. Sie sprachen kein Wort mehr, und als ihnen der jüngere Bub, der Anton, begegnete und dem Vater versichern wollte, dass er sich um nichts kümmern und sich am besten im Beihäusl des Nachbarn umsehen und einrichten solle, löste sich die Starre im Gesicht des Alten, und schmerzbewegt meinte er: „Dass das kommt, hab ich gewusst, Bub, wie es aber gekommen ist, das möcht ich wissen. Für mich ist alles hin, aber ich sag dir: Der das getan hat, der soll es net umsonst getan haben.“

Erschrocken sah der Anton seinen alten Vater an: „Meinst doch net, dass einer angezündet hat?“ „Das weiß ich schon ganz gewiss“, sagte der Alte rau und stand nun wieder aufrecht und frisch, als wäre die vergangene Nacht nicht gewesen. Er schüttelte die Hand seines Ältesten, der ihn am Arm geführt hatte, ab, und bemerkte ruhig und fest: „Kannst wieder zurückgehen. Ich brauch dich net. Die Rosl soll mir helfen, das Zeug ein wenig einzurichten.“

Fragend sahen sich die beiden Brüder an, als er nun mit festem Schritt davonging, hinüber zum Obermeier. „Was meinst du dazu?“, wollte der Anton wissen und sah seinen Bruder forschend an. „Weiß net, was er hat. Mir ist das jetzt egal, ob einer angezündet hat oder net. Ich bin zum Umfallen müd. Und eigentlich ist es um die alte Hütte net schad – zu dir gesagt.“

„Wie es wohl mit der Versicherung sein wird?“, wollte der Anton wissen, während sie zur Brandstätte zurückgingen. „Ich hab die ganzen Papiere heraus. Der Vater hätt sie vergessen und verbrennen lassen. Ist alles in Ordnung.“ „Dir macht es wohl net viel aus, dass unser schöner Hof ...“ „Gar nix!“, fiel ihm Jakob in die Rede, „um den alten Holzwurmkasten ist es net schade.“

„Jackl, das ist gefrevelt! Sag ja kein solches Wort dem Vater gegenüber!“ Der Anton blieb plötzlich stehen und sah seinen älteren Bruder scharf an. Mit einem schiefen Lächeln im veruften Gesicht wartete dieser auf die Frage, die nun kommen musste, aber mit einem Achselzucken ging Anton schnell weiter, der Brandstätte zu.

► Fortsetzung folgt

Paul Friedl:
Wer Lügen sät
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54844-4



Jubiläum in bedrohlichen Zeiten

Vilnius wird 700: Litauens Hauptstadt hat viele Heere kommen und gehen sehen

Man kann sich gut vorstellen, mit welcher Euphorie die Verantwortlichen noch 2019 am großen Stadtjubiläum von Vilnius gebastelt haben: der historische Stadtkern restauriert; die Innenstadt voller Touristen. Seit 2005 ist Litauen Mitglied der EU, seit 2015 auch der Eurozone. Und dann noch: „Vilnius 700“! Doch seitdem hat sich einiges geändert.

Mit großem Einsatz ist Litauen in den 30 Jahren seit dem Fall des Eisernen Vorhangs an den Westen herangerückt. Dann kam der Corona-Einbruch – und nun der schlimmste Alb: der dunkle Schatten der einstigen Sowjetunion. Seit Wladimir Putins Russland im Februar in die Ukraine einmarschierte, zucken friedensverwöhnte Westeuropäer wieder vor einem Besuch beim EU-Partner Litauen zurück. Zu nah scheinen der Krieg, der russische Kriegsverbündete Weißrussland und die sogenannte Suwalki-Lücke: jener nur 100 Kilometer schmale EU-Korridor zwischen Polen und Litauen, der von der russischen Exklave Kaliningrad und Weißrussland eingeklemmt wird.

Litauens Geschichte ist eine Geschichte der Nachbarschaftskriege. Vilnius wurde erstmals am 25. Januar 1323 erwähnt, als Litauens Großfürst Gediminas Briefe verfasste, die ausländische Kaufleute und Handwerker einluden, in seine neue Hauptstadt zu kommen, die rund um den Burgberg herum entstand.

Katholisch geprägt

Großfürst Jagiello übernahm 1386 durch Heirat und Übertritt zum Christentum Polens Königskrone und begründete damit die Polnisch-Litauische Personalunion und das Herrschergeschlecht der Jagiellonen. Der Sieg des polnisch-litauischen Heeres in der Schlacht bei Tannenberg 1410 beendete auch die territoriale Bedrohung durch den Deutschen Orden. Durch seine historische wie geografische Nähe zu Polen ist Litauen mit nominell 80 Prozent auch sehr viel stärker katholisch geprägt als die baltischen Nachbarn Lettland (22 Prozent) und Estland (0,4 Prozent).

Vilnius wird heute vor allem für seine Barockarchitektur gerühmt, hat aber auch noch ältere Bebauung. Eine Stadtmauer wurde ab 1503 errichtet. Oberhalb der wichtigen katholischen Bischofskirche



▲ Zum 100. Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung von Lettland, Estland und Litauen besuchte Papst Franziskus im September 2018 die drei baltischen Staaten. In Vilnius sprach er am Fenster der Wallfahrtskapelle „Mater Misericordiae“ zu den Gläubigen. Die Kapelle befindet sich im Obergeschoss des „Tores der Morgenröte“, des letzten verbliebenen Teils der ehemaligen Stadtbefestigung. Er rief dazu auf, „Brücken und nicht Mauern zu errichten“.

Sankt Stanislaus liegt heute wieder das Großfürstliche Schloss. Unter den russischen Zaren komplett zerstört, wurde es seit 2002 ebenso komplett neu aufgebaut. Es spiegelt damit auch ein neues nationales Selbstbewusstsein.

Die schon 1579 gegründete Universität sorgte in Vilnius für ein Klima von Toleranz. So bot die Kulturhauptstadt Europas 2009 in früheren Jahrhunderten den verfolgten Juden aus Mitteleuropa und Russland Schutz und wurde zu einem Zentrum jüdischer Kultur und Aufklärung; ein „Jerusalem des Nordens“.



▲ Der Gediminas-Turm ist der einzige erhaltene Eckturm der Anlage der Oberen Burg in Vilnius und ein Wahrzeichen der Stadt. Hier ist ein geschichtliches Museum untergebracht. Fotos: KNA

Nach den Polnischen Teilungen kam Litauen 1795 unter russische Herrschaft und blieb dort – mit einem kurzen Intermezzo staatlicher Unabhängigkeit (1918 bis 1940) – bis 1990, als Teil der Sowjetunion. Um 1900 stellten Litauer nur zwei Prozent der Bevölkerung, Juden dagegen 40 Prozent. Damit war Vilnius damals eine der größten jüdischen Städte überhaupt; Polen machten 30 und Russen 20 Prozent aus.

Doch im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die polnische Bevölkerung von den deutschen Besatzern vertrieben; die Juden flüchteten oder wurden ermordet. Vilnius wurde danach von Litauern und Russen quasi komplett neu besiedelt. Heute hat es 575 000 Einwohner.

Spiegel der Geschichte

Auf dem Antakalnis-Friedhof, dem größten Gräberfeld der Hauptstadt, kann man auf rund 1,7 Hektar die widerstreitenden Gedenkkulturen des blutigen 20. Jahrhunderts nachvollziehen. Sie spiegeln die wechselvolle Geschichte Litauens und des gesamten Baltikums wider.

Wie ein verklungener Auftakt wirkt das Mahnmal für die Männer der Großen Armee Napoleons, die hier im gescheiterten Russlandfeldzug 1812 kläglich ihr Leben verloren. Unweit stehen zwischen alten Bäumen Hunderte kleiner Kreuze für die polnischen Gefallenen des Polnisch-Sowjetischen Kriegs (1919 bis 1921). Damals wollte das

nach dem Ersten Weltkrieg wiedererrichtete Polen nach Osten und das revolutionäre Russland Richtung Westen stürmen. Vilnius, deutsch Wilna, polnisch Wilno, war ein Hauptort dieser fruchtlosen Konfrontation.

Auch die Deutschen haben hier Heldenmale hinterlassen, nachdem sie im Spätsommer 1915 in der „Schlacht von Wilna“ Litauens Hauptstadt gegen die Truppen des Zaren erobert hatten. Zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Waffengängen lagen nur wenige Jahre – und die so kurzlebige Erklärung der litauischen Unabhängigkeit im Februar 1918.

Der Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 machte die Unabhängigkeit aber bald wieder zunichte. Und die Sowjets unterließen kaum etwas, um die Litauer zu demütigen. Die Helden der Sowjetarmee, umgeben von Grabstätten höchster Parteifunktionäre der Litauischen Kommunistischen Partei: Das war bis 1989 das dominierende Statement auf dem Antakalnis-Friedhof.

Am 23. August 1989, dem 50. Jahrestag des Hitler-Stalin-Pakts, erhoben sich die Parlamentsabgeordneten der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik von ihren Plätzen und stimmten die verbotene litauische Nationalhymne an: „Lietuva, Tėvyne mūsų, tu didvyrių zeme“ (Litauen, unser Vaterland, Land der Heldengrößen). Draußen auf der Straße bildeten gleichzeitig ein bis zwei Millionen Teilnehmer die größte Menschenkette aller Zeiten. 620 Kilometer überspannen sie von Vilnius über Riga bis nach Tallinn. Wieder ein Schicksalstag für das Baltikum. Die Menschen fühlten: Wir haben keine Angst mehr – wir schaffen das!

Natürlich: Es wurde noch einige Male eng, etwa Anfang 1991, als die Sowjets versuchten, das Rad zurückzudrehen. 14 Zivilisten fielen am 13. Januar 1991, dem „Blutsonntag von Vilnius“, als sie das Parlament und den Fernsehturm verteidigten; mehr als 1000 Menschen wurden verletzt. Im anschließenden Referendum stimmten über 90 Prozent für die Unabhängigkeit, später für die Mitgliedschaft in Nato und EU.

Doch das Thema hat sich noch nicht erledigt, wie die schwierigen Jahre seit 2020 zeigen. Und auch das Gespenst aus dem Osten ist wieder da. Ein ungebetener Gast – nicht nur beim großen Stadtjubiläum von Vilnius. Alexander Brüggemann

Bei Problemen zügig Hilfe suchen

Experte über Chancen und Voraussetzungen für eine erfolgreiche Psychotherapie

Der Trierer Psychologe Wolfgang Lutz forscht seit langem zum Erfolg von Psychotherapien. Im Interview verrät er, was eine Therapie erfolgreich macht und welche Tipps er für Hilfesuchende hat. Lutz ist derzeit Präsident der Internationalen Gesellschaft für Psychotherapie-Forschung. An der Universität in Trier leitet er unter anderem die Abteilung für Klinische Psychologie und Psychotherapie.



▲ Wolfgang Lutz, Leiter der Abteilung für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität Trier. Foto: KNA

Herr Professor Lutz, was macht eine Psychotherapie erfolgreich?

Zunächst muss man sagen, dass Psychotherapie ein sehr effektives Verfahren zur Behandlung psychischer Störungen und Probleme ist. Sie hilft etwa 70 bis 80 Prozent der Menschen. Der Erfolg hängt unter anderem davon ab, wie stark jemand belastet ist. Zu oft kommen Menschen eher spät in die Psychotherapie, wenn sie schon lange Probleme haben und bei vielen Ärzten waren.

Wovon hängt ein Therapieerfolg noch ab?

Wer die Therapie als Chance wahrnimmt, dem gelingt leichter ein Erfolg. Eine Rolle spielt auch, ob jemand ein soziales Netzwerk hat oder eine Partnerschaft eingehen kann. Außerdem das, was wir die allgemeine Funktionsfähigkeit nennen, das heißt, wie gut kann jemand seinen Alltag bewältigen, beispielsweise Freunde besuchen und zur Arbeit gehen. Der Start einer Therapie wirkt sich oft auch positiv aus, weil es vielen Patienten hilft zu wissen, dass sie in Therapie sind und dass ihnen geholfen wird.

Ein Schritt zurück. Wie findet man einen guten Therapeuten?

Ich rate davon ab, Therapeuten zu googeln, das ist absolut unzuverlässig. Man sollte stattdessen auf die Ausbildung und die Qualifikationen achten. Empfehlungen von Freunden können mitunter auch helfen. Gute Therapeuten sind in der Regel fachlich kompetent, können gut Beziehungen aufbauen und sich andererseits aber auch gut abgrenzen.

Welche Rolle spielt Sympathie?

Sympathie ist als Indikator zu ungenau. Die Therapiebeziehung sollte schon funktionieren. Gerade der erste Eindruck muss aber nicht unbedingt etwas aussagen. Wichtig ist, dass man sich als Patient auf

die Therapie einlässt. Wenn man in den ersten Sitzungen den Eindruck hat, das könnte funktionieren, dann empfehle ich, sich darauf einzulassen.

Haben Sie drei konkrete Tipps für Menschen, die professionelle Hilfe in Anspruch nehmen möchten?

Ganz klar: Quälen Sie sich nicht lange mit Problemen allein herum, sondern gehen Sie möglichst früh zu einem Profi. Sonst können sich Probleme auch ansammeln. Nehmen wir als Beispiel jemanden mit einer starken sozialen Phobie, der soziale Situationen meidet und in der Folge keine Partnerschaft eingeht, zurückgezogen lebt, seinen Wunschberuf

nicht wählt. Diese Person entwickelt möglicherweise zur sozialen Phobie eine Depression, weil sie bestimmte Möglichkeiten in ihrem Leben nicht entwickeln konnte.

Der zweite Tipp?

Es hilft, sich darauf einzustellen, dass es in der Therapie schwierige Phasen geben wird. Lineare Fortschritte machen nur wenige Patienten, in der Regel gibt es Höhen und Tiefen. Man braucht eine gewisse Frustrationstoleranz. In einer Therapie setzt man sich mit Problemen, Schwierigkeiten, belastenden Themen auseinander, mit Gedanken und Gefühlen, die man sich bis dahin oft nicht klar gemacht oder die man bewusst vermieden hat. Das kann kurzfristig auch belasten.

Als Drittes empfehle ich, eine Therapie als Möglichkeit und als Freiraum zu sehen, an sich, seinen Themen und Problemen zu arbeiten. Man sollte sich auch klar sein, dass der Therapeut nur unterstützt, die eigenen Denkmuster, Motive, Emotionen und das Verhalten zu ändern. Umsetzen muss die Veränderung letztlich der Patient oder die Patientin selbst im ganz realen Leben.

Welche falschen Vorstellungen von Therapie wüssten Sie gerne entzaubert?

Das Stereotyp, dass man sich vor allem mit der Kindheit beschäftigt.

Natürlich kommt das vor, aber eine Therapie darauf zu reduzieren, greift zu kurz. Man beschäftigt sich immer auch mit den aktuellen Problemen und möglichen Lösungen. Ein zweiter Punkt: Es geht in einer Therapie nicht immer nur um Probleme, sondern auch um Potenziale und Ressourcen von Patienten. Ziel ist auch, diese Möglichkeiten auszuarbeiten und weiterzuentwickeln. Es geht also nicht um eine reine Vergangenheitsbewältigung, der Blick muss auch stark in die Zukunft gerichtet sein.

Was macht eine gute Therapie aus und was kann man realistisch erwarten?

Eine gute Therapie ist vor allem eine erfolgreiche; das heißt, dass die Symptome wie Ängste, Depressionen, eine Essstörung oder Zwangsstörung verbessert werden. Das ist zentral. Daneben geht es um sozial-emotionale Bildung und Selbstwahrnehmung. Man lernt, eigene innere Zustände und Emotionen zu benennen. Viele Patienten können beispielsweise nicht sagen, ob sie ärgerlich, traurig oder enttäuscht sind. Das wirkt sich oft auf zwischenmenschliche Beziehungen aus. Menschen, die erfolgreich eine Therapie gemacht haben, verlieren nicht nur ihre psychische Belastung und Symptome, sondern können oft auch besser mit anderen im Beruf oder der Partnerschaft interagieren.

Interview: Anna Fries



◀ Wer unter Depressionen, Phobien oder einer anderen psychischen Erkrankung leidet, sollte sich nicht davor scheuen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wer eine Psychotherapie als Chance erkennt und bereit ist, an seinen Themen und Problemen zu arbeiten, kann selbst zu ihrem Erfolg beitragen.

Foto: gem

Zu viele Lebensmittel im Müll

„Containern“ soll entkriminalisiert werden: Erster Schritt zu weniger Verschwendung

Rund elf Millionen Tonnen Lebensmittel landen in Deutschland jährlich im Abfall. Wer sie wieder rausholt, macht sich strafbar – noch. Containern soll entkriminalisiert werden. Das ist nur ein erster Schritt zu weniger Verschwendung.

Durch Inflation, Energiekrise und Ukraine-Krieg sind Lebensmittel in Deutschland so teuer geworden wie schon lange nicht mehr. Während kleine Märkte mit teureren Bio-Produkten immer weniger Kundschaft bekamen, nahmen im vergangenen Jahr rund 50 Prozent mehr Menschen die Dienste der Tafeln in Anspruch als noch im Vorjahr.

Darauf seien die Einrichtungen nicht vorbereitet gewesen, sagte der Bundesvorsitzende der Tafeln, Jochen Brühl, jüngst dem Redaktionsnetzwerk Deutschland. „Zeitweise hatten in diesem Jahr rund 30 Prozent der Tafeln einen Aufnahmestopp.“

78 Kilo pro Kopf und Jahr

Besonders bitter erscheinen diese Zahlen, wenn hinzugerechnet wird, wie viele Lebensmittel eigentlich jährlich in Deutschland unverwertet im Müll landen: Laut Statistischem Bundesamt fielen etwa im Jahr 2020 rund elf Millionen Tonnen Lebensmittelabfälle an. Jeder Verbraucher wirft nach Angaben des Bundeslandwirtschaftsministeriums im Schnitt 78 Kilogramm pro Jahr weg. Das sind 59 Prozent der Lebensmittelabfälle. Weitere sieben Prozent entstehen im Handel.

Dass unansehnliche oder abgelaufene Lebensmittel insbesondere von Supermärkten, Lebensmittelherstellern oder der Gastronomie wegwerfen werden, wird schon länger kritisiert. Ebenso wird darauf verwiesen, dass der Ablauf des Haltbarkeitsdatums nicht gleichbedeutend ist mit „ungenießbar“. Mittlerweile gehen einige dieser Lebensmittel schon an die Tafeln oder werden im Supermarkt billiger verkauft. Vieles landet aber direkt im Müll, obwohl es noch genießbar wäre.

Wer aber dann containern geht, also die Lebensmittel zum Eigenbedarf wieder aus der Tonne herausholt, macht sich bislang noch strafbar. Das will die Bundesregierung nun ändern. Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) und Bundeslandwirtschaftsminister



▲ Aktivisten der Klimagerechtigkeitsbewegung verteilen an einem Stand in Bremen vor der Mülltonne gerettete Lebensmittel. Sie fordern, dass die Bundesregierung konsequenter gegen Lebensmittelverschwendung vorgeht: Große Supermärkte sollten verpflichtet werden, noch genießbares Essen zu spenden. Foto: Imago/Stefan Schmidbauer

Cem Özdemir (Grüne) werben für eine Entkriminalisierung des Containerns. Nur noch in seltenen Fällen sollen Menschen mit Strafen belegt werden, wenn sie noch genießbare Lebensmittel aus Abfallcontainern holen.

„Wer Lebensmittel vor der Tonne rettet, sollte dafür nicht weiter straf-



▲ Der Jesuitenpater Jörg Alt sorgte mit seiner Aktion gegen Lebensmittelverschwendung für Schlagzeilen: Der Aktivist stahl noch genießbares aus Supermarktcontainern und zeigte sich anschließend selbst dafür an. Foto: KNA

rechtlich verfolgt werden“, erklärte Özdemir. Die Minister setzen sich zugleich dafür ein, dass Strafverfahren wegen Containerns eingestellt werden sollten, wenn dies die Umstände im Einzelfall zulassen.

Der Initiative liegt ein Vorschlag des Landes Hamburg zugrunde. Dieser sieht eine Änderung der Richtlinien für das Straf- und Bußgeldverfahren vor, die ohne eine Gesetzesänderung auf Bundesebene von den Ländern beschlossen werden könnte. Containern würde dann nur noch bestraft werden, wenn gleichzeitig ein Hausfriedensbruch vorliegt, also wenn etwa ein Zaun überwunden oder ein Tor ausgehebelt wird, um an die Container zu gelangen.

Jesuit und Dieb

Einer, der die neue Initiative begrüßen dürfte, ist der Jesuitenpater Jörg Alt. Der Nürnberger Ordensmann sorgte als „Jesuit und Dieb“ für Schlagzeilen, weil er containerte und sich anschließend selbst dafür anzeigte (wir berichteten). Damit wollte Alt das Thema Lebensmittelverschwendung und das seiner Ansicht nach unsinnige Container-Verbot in den Vordergrund rücken und

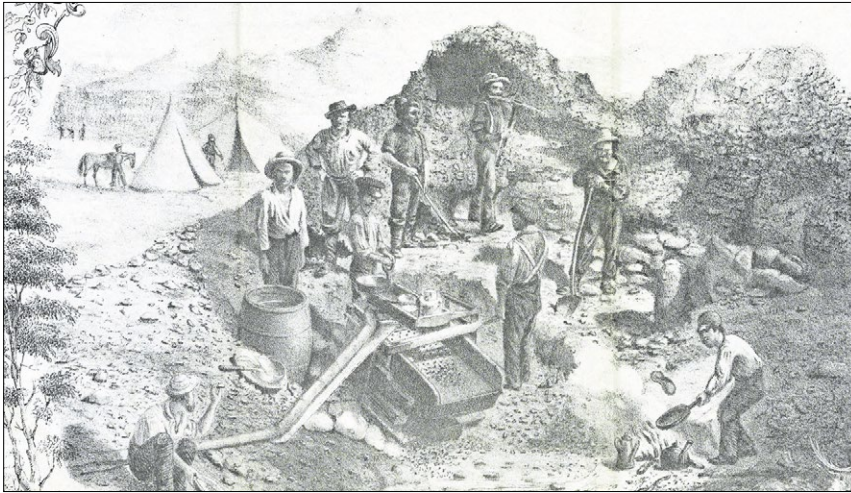
Druck auf die Bundesregierung für eine Gesetzesänderung ausüben.

Dass diese nun angekündigt worden ist, stellt den Jesuiten jedoch nur teilweise zufrieden: „Ein erstes Fortschrittchen, wenn's kommt“, schreibt Alt auf Twitter. Für noch wichtiger halte er jedoch ein „Essenrettengesetz“, das Supermärkte verpflichte, ihre übrig gebliebenen Nahrungsmittel an die Tafeln zu spenden.

Viele erfolglose Versuche

Tatsächlich ist der Vorschlag aus Agrar- und Justizministerium wenig revolutionär. Schon mehrfach gab es politische Initiativen, die das Mitnehmen von weggeworfenen Lebensmitteln entkriminalisieren wollten, dabei aber erfolglos blieben. Begründung: Das Containern wird als menschenunwürdig und hygienisch problematisch gesehen. Zudem ist die Frage ungeklärt, wer haftet, falls jemand verdorbene Lebensmittel aus Containern isst und krank wird. So konnten auch Handelsketten bislang die Anzeigen gegen das Containern begründen. Hier sind die Minister nun gefragt, eine rechtliche Absicherung zu schaffen.

Christoph Arens und Johannes Senk



▲ Von der Hoffnung auf Reichtum getrieben: Alltag in kalifornischen Goldminen.

Vor 175 Jahren

Kalifornien im Goldrausch

Hunderttausende begaben sich auf Jagd nach dem Edelmetall

Coloma in Zentralkalifornien, 24. Januar 1848: Bei Bauarbeiten an der Sägemühle „Sutter’s Mill“ am American River fallen dem Zimmermann James W. Marshall einige Objekte ins Auge, die im morgendlichen Sonnenlicht im Wasser glänzen. Erste Tests beseitigen alle Zweifel – es sind Goldnuggets von 96-prozentiger Reinheit!

Marshall arbeitete für den Schweizer Johann August Sutter, der 1839 mit dem Aufbau seiner Privatkolonie „Neu-Helvetien“ begonnen hatte. Dieser hätte seinen Fund am liebsten verheimlicht, gefährdete er doch den Traum vom Agrarimperium. Doch einige Tage später bezahlten Sutters Arbeiter im Haushalts- und Eisenwarengeschäft von Samuel Brannan mit Goldnuggets. Der Mormone Brannan stattete nun selbst den mormonischen Arbeitern in Marshalls Bau-trupp einen Besuch ab. Er kaufte alles Verfügbare an Schaufeln, Hacken, Pfannen, Zelten und Decken auf. Im März 1848 lief er durch die Straßen San Franciscos und rief laut: „Gold! Gold im American River gefunden!“ Für 20 Cent hatte er die Goldwasch-pfannen eingekauft, für 15 Dollar rissen sie ihm die Glücksritter aus den Händen. Weltweit folgten bis 1855 300 000 Menschen dem Lockruf des Goldes, nicht nur Ostküsten-Amerikaner, sondern auch Südamerikaner, Europäer und Australier. 1848 lebten in Kalifornien 54 Chinesen, 1852 waren es rund 25 000. Die meisten hatten sich in Hongkong eingeschifft.

Vor dem Goldrausch war San Francisco ein verschlafenes Nest von 600 Seelen. 1848 explodierte die Einwohnerzahl auf 25 000 (90 Pro-

zent davon Männer), 1852 waren es bereits 42 000. Auf dem Höhepunkt des Goldfiebers verwandelte sich San Franciscos Hafen in einen surrealen Schiffsfriedhof: Kaum war der Anker gefallen, stürmten die Matrosen und oft auch die Offiziere an Land und versuchten ihr Glück als Goldsucher.

Aus dem Holz der herrenlosen Segler wurden nun Häuser gezimmert, mit den Ballaststeinen der Schiffe pflasterte man Plätze und Gehsteige. Andererseits wurden betrunkene Goldgräber gerne „schanghait“, von Kapitänen oder Banden gekidnappt, um die Mannschaftslücken aufzufüllen. Goldgräberstädte entwickelten sich zu Hochburgen von Mord und Totschlag: Das Gold ließ die Preise für alles explodieren, nur ein Menschenleben war keinen Cent mehr wert. Natürlich forcierte der Goldrausch 1850 auch die Aufnahme Kaliforniens als 31. Bundesstaat der USA – zum Verdruss der Sklavenhalter in den Südstaaten, wurde dadurch doch das Lager der Staaten ohne Sklaverei verstärkt. Die Hauptverlierer des Goldrauschs waren die Indianer – wobei Sutter’s Mill sogar auf Indianerland lag. Eingeschleppte Krankheiten, Massaker und Hunger dezimierten die indianische Bevölkerung Kaliforniens zwischen 1848 und 1870 von 150 000 auf 30 000.

1854 waren die leicht erreichbaren Goldvorkommen ausgebeutet. Den industriellen Abbau unter Tage übernahmen nun Bergwerksfirmen. Nur wenigen Goldsuchern war dauerhafter Reichtum beschieden. Aber alle brauchten robuste Bekleider, dachte sich der fränkische Einwanderer Levi Strauss: So führte der Goldrausch der „Forty-Niners“ indirekt auch zur Erfindung der Jeans. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

21. Januar

Meinrad, Agnes

König Ludwig XVI. von Frankreich wurde 1793 in Paris öffentlich enthauptet. Damit begann die vierte Phase der Französischen Revolution – eine Schreckensherrschaft, die erst mit dem Sturz und der Hinrichtung des Jakobiner-Politikers Maximilien de Robespierre endete.



22. Januar

Vinzenz Pallotti, Dietlinde

Der Oberste Gerichtshof in den USA gestand Frauen vor 50 Jahren mit seinem Urteil im Fall „Roe gegen Wade“ ein Recht auf Abtreibung zu. Im Juni vergangenen Jahres wurde dieses Grundsatzurteil aufgehoben. Seither sind Schwangerschaftsabbrüche in vielen Bundesstaaten eingeschränkt.

23. Januar

Heinrich Seuse, Eugen Bolz

Vor 900 Jahren stellte Friedrich I., Erzbischof von Köln, die Stiftungsurkunde für das Kloster Kamp aus. Die Abtei im heutigen Nordrhein-Westfalen (*Foto unten*) war das erste Zisterzienserkloster im deutschen Sprachraum.

24. Januar

Franz von Sales, Vera

Gottfried von Einem († 1996) kam 1918 zur Welt. Der österreichische Komponist schuf die Erfolgsopern „Dantons Tod“ nach Georg Büchner und „Der Besuch der alten Dame“ nach Friedrich Dürrenmatt. Die Uraufführung seiner Mysterienoper „Jesu Hochzeit“ sorgte 1980 für einen Skandal.



25. Januar

Pauli Bekehrung, Titus Maria Horten

Vor 25 Jahren wurde das US-amerikanische Ehepaar Tom und Eileen Lonergan bei einem Tauchgang am Great Barrier Reef von ihrem Tauchboot vergessen. Ihr Verschwinden fiel erst zwei Tage später auf. Nach und nach wurde die Tauchausrüstung der Vermissten an Land gespült. Von den Lonergans fehlt seither jede Spur. Man geht davon aus, dass sie ertranken.

26. Januar

Timotheus und Titus

Vor 60 Jahren ließ sich Schah Mohammad Reza Pahlavi im Iran die „Weiße Revolution“ durch ein Referendum bestätigen. Sein Sechspunkte-Programm umfasste die Abschaffung des Feudalsystems und Verteilung des Ackerlands an Bauern, allgemeines aktives und passives Wahlrecht für Frauen und die Bekämpfung des Analphabetentums. Großgrundbesitzer und Kleriker, allen voran Ruhollah Chomeini, riefen zum Boykott des Referendums auf.

27. Januar

Angela Merici, Paul Josef Nardini

In West-Berlin begann 1978 mit etwa 15 000 Teilnehmern aus dem linken politischen Spektrum das „Treffen in Tunix“ in der Technischen Universität. „Tunix“ meinte ein „Nichtstun“, bei dem Kreativität entstünde. Hier wurden Projekte der Alternativbewegung initiiert, etwa die Tageszeitung „taz“ oder das Konzept einer bundesweiten Ökologie-Partei, aus der „Die Grünen“ entstanden. Frauenbewegung und gleichgeschlechtliche Bewegungen fanden ihren Aufschwung.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Blick auf den Terrassengarten und die Abteikirche von Kloster Kamp.

SAMSTAG 21.1.

▼ Fernsehen

- 👁️ 17.15 HR: **Kampf um das Trinkwasser.** Folgen des Klimawandels.
 👁️ 20.15 RTL2: **Wie ein einziger Tag.** Ein alter Mann liest einer dementen Frau aus einem Notizbuch vor. Darin geht es um die Liebe von Noah und Allie, die sich 1940 kennenlernen. Romanze.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Pfarrer Detlef Ziegler.
 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** 100 Jahre Sehnsucht. Der Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei.

SONNTAG 22.1.

▼ Fernsehen

- 9.30 K-TV: **Heilige Messe mit Papst Franziskus** zum Sonntag des Wortes Gottes aus dem Petersdom in Rom.
 👁️ 9.30 ZDF: **Ökumenischer Gottesdienst** aus dem Pfarrzentrum Sankt Franziskus in Wels, Österreich.
 👁️ 18.00 ZDF: **Wohin mit den Flüchtlingen?** Gemeinden am Limit. Doku.
 20.15 3sat: **Lawrence von Arabien.** Abenteuerfilm mit Peter O'Toole.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag (kath.).** Aus Erbfeinden wurden Freunde. Der Élysée-Vertrag und sein christlicher Hintergrund.
 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Kirche St. Gertrudis in Krefeld-Bockum. Zelebrant: Pfarrer Frank Schürkens.

MONTAG 23.1.

▼ Fernsehen

- 👁️ 19.40 Arte: **Das Balkan-Orchester.** Mit Musik gegen alte Konflikte. Doku.
 👁️ 23.35 ARD: **Mein Körper, meine Energie.** Wie komme ich aus dem Tief?

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Martin Wolf, Mainz. Täglich bis einschließlich Samstag, 28. Januar.
 9.00 Horeb: **Radioexerzitien** mit Pfarrer Winfried Abel aus Waghäusel. Täglich bis einschließlich Freitag, 27. Januar.

DIENSTAG 24.1.

▼ Fernsehen

- 👁️ 20.15 Arte: **Tagebuch einer Großstadt.** Berlin 1933. Doku.
 👁️ 22.15 ZDF: **37 Grad.** Atemlos durch die Schicht – Alltag bei Pflegekräften.

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Das Feature.** Babyn Jar – Streit um das Gedenken an ein Massaker.

MITTWOCH 25.1.

▼ Fernsehen

- 👁️ 19.00 BR: **Stationen.** Wofür brennst du? Über die Lust am Leben.
 17.30 K-TV: **Feier der Vesper mit Papst Franziskus** aus der Basilika St. Paul vor den Mauern in Rom.
 👁️ 20.15 ARD: **Die Verteidigerin – Der Gesang des Raben.** Pflichtverteidigerin Anna stößt in einem Schwarzwalddorf auf eine Mauer des Schweigens, die einen Mörder schützt. Neue Krimi-Reihe.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Trotz Heldengesang und Weltenbrand. Wie sich die deutsche Bevölkerung ein Bild der Schlacht um Stalingrad machte.
 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Mutter mit totem Sohn. Die Pietà von Käthe Kollwitz.

DONNERSTAG 26.1.

▼ Fernsehen

- 20.15 3sat: **Die Fertigessen-Falle.** Wie Tütenprodukte die Ernährung verändern.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Auf in die Tiefen des Alls. Der neue Studiengang Weltraum-Bergbau.

FREITAG 27.1.

▼ Fernsehen

- 👁️ 19.40 Arte: **Vergiftetes Erbe.** Auf der Suche nach jüdischen Eigentümern.
 👁️ 20.15 ARD: **Das Leben ist kein Kindergarten** – Vaterfreuden. Komödienreihe über Familienvater und Kita-Betreiber Freddy.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen.** Wilde Streiks und Minirock. Proteste von Gastarbeiterinnen im Wirtschaftswunder.
 20.05 DLF: **Das Feature.** Walde Huth – Dichterin mit Kamera.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



US-Serie: Jesus und seine Anhänger

Jesus – mitten im Leben: Das war die Idee von Regisseur und Co-Autor Dallas Jenkins. Nicht allein Jesus, sondern auch die Menschen, denen er begegnet und deren Leben er verändert, werden in der Serie „The Chosen“ (Bibel TV, ab 21.1., 20.15 Uhr) hautnah porträtiert. Die US-Serie zeigt, warum seine Anhänger alles zurücklassen, um Jesus (Jonathan Roumie) zu folgen. Erstmals sind die ersten beiden Staffeln im deutschen Free-TV zu sehen. Das spektakuläre Filmprojekt wurde vollständig durch Crowdfunding (Gruppenfinanzierung) gestemmt. Die Wiederholungen (sonntags, 15 Uhr) werden in einer kindgerechten Version gezeigt. *Foto: Bibel TV*



Komödie über die Camping-Community

Markus ist der Traum vieler Schwiegermütter: Er sieht gut aus, ist ein erfolgreicher Anwalt und wünscht sich eine Familie. Als seine neue Flamme Lena ungeplant schwanger wird, wähnt sich Markus unverhofft am Ziel. Leider steht dem jungen Glück ausgerechnet der Schwiegervater in spe im Weg: Campingplatz-Pächter Hartmut wünscht sich ihren Ex-Freund Andi als Schwiegersohn: „Mein Schwiegervater, der Camper“ (ARD, 23.1., 20.15 Uhr).

3sat-Programm zum Holocaust-Gedenken

Dem Holocaust-Gedenktag am 27. Januar widmet 3sat eine Themenwoche: Mit den Dokumentationen „Blinden Schrittes“ (23.1., 22.25 Uhr) über Fotos von KZ-Innassen, „Das Schweigen der Alten“ (24.1., 22.55 Uhr) über die Erschießung von 228 Juden in einem österreichischen Dorf und „Nummer 161.896: Der letzte Häftling von Dachau“ (25.1., 21.15 Uhr) sind drei Erstausstrahlungen im Programm. Zudem sind die Spielfilme „Das Tagebuch der Anne Frank“ (27.1., 20.15 Uhr) mit Lea van Acken (Foto) und „Die Frau des Zoodirektors“ (27.1., 22.15 Uhr) über die Besetzung Warschaws zu sehen. *Foto: ZDF/Wolfgang Ennenbach*

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz. Im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Ihr Gewinn



Welterbe im Spiel entdecken

Die Hamburger Speicherstadt, der Taj Mahal in Indien, die New Yorker Freiheitsstatue, die Pyramiden in Ägypten, die Inkastadt Machu Picchu – sie alle haben eines gemeinsam: Es sind einzigartige Kulturgüter, die unter dem Schutz der Unesco stehen.

Mit dem Memospiel „Weltkulturerbe“ können 36 der bedeutendsten Kulturstätten der Welt spielerisch entdeckt werden. Gleichzeitig trainieren die Spieler ihr Gedächtnis und ihre Konzentrationsfähigkeit.

Der Verlag Starnberger Spiele hat auch einige Produkte mit regionalem Bezug im Programm, etwa Memospiele zu Starnberger See, Ammersee und Oktoberfest sowie diverse Puzzles mit heimatlichen Motiven.

Wir verlosen drei Memo-Spiele. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzwortsels mit seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
25. Januar

Über das Redensarten-Buch aus Heft Nr. 1 freuen sich:

Ludwig Pflugmacher,
86573 Oberriesbach,
Gisela Reichert,
97447 Gerolzhofen,
Famile Rörig,
81739 München.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 2 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

gebrauchen, verwenden	Bibelauslegung	verfolgte frz. Protestanten	Fluss durch Girona (Span.)	Gesellschaft für Musikrechte	französischer Schriftsteller †	Beiname des Johannes	Hochschulreife (Mz.)	Gerät z. Notenlinienziehen	Fest d. Auferstehung Christi
Absonderungsorgan	Siegelstein	12	Ungläubiger	5	2	7	11	mandelförmig. Heiligenschein	
Kurzform von Ökologie	Wachleuchten	6	„Herr Doktor, wollen Sie damit andeuten, dass es ansteckend sein könnte?“	den Mund betreffend	cremig	Gattin des Ägir	11	mandelförmig. Heiligenschein	
zusammengehörende Teile	religiöse Denkrichtung	3	Festplatz in München	weibliches Zauberwesen	Balkenträger (Figur)	dt. Komponist, † 1983	Mutter Isaaks (A.T.)	deutsche Vorsilbe	
Schweiz. Universitätsstadt	größtenteils	1	Scherz	englisch: von, aus	Kfz-K. Rhein-Kreis Neuss	Flüssigkeitsmaß	Lied in der Bretagne	10	kalte Süßspeise
englischer Gasthof	Tag des Gottesdienstes	9	alte Maß des Luftdrucks	bunte Papierschnipsel	8	eine Großmacht (Abk.)	int. Kfz-K. Israel	9	eine Großmacht (Abk.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 12:
Hält Getränke warm
Auflösung aus Heft 2: **HANDSCHUH**

	G		S		P		C					
A	L	L	A	H		K	A	B	B	A	L	A
E	I	B	E		H	A	I		R		M	
H	I	R	T	E	N		R	E	M	I	S	E
D	A						R	A	S	U	R	
E	G						R	I	L			
A	R	I	E				K	O	E			
G	B						L	U	G	E	N	
O	S	L	O				S	R	G			
T	E	T		I			N	E	O			
E	I	S	E	R	N		A	N	T	I	K	
G	I		A	C	H	S	E		R		M	
M	A	N	N	A		K		G	O	B	I	
G	A	S		G		P	E	L	E		A	T
T		S	E	E	L	S	O	R	G	E	R	
A	M	T		D	I	E		T	A	R	A	



▲ „Ich muss dich loben, Siebert! So eisern wie diesmal hast du ja noch nie eine Diät durchgehalten.“
Illustrationen: Jakoby

Erzählung

„Wir waren doch schon oft an der Nordsee, stimmt's?“ „Das stimmt, Bernemann. Allein in diesem Jahr waren wir dreimal dort. Im Frühling, im Sommer und im Herbst.“ „Aber jetzt, also im Winter, fahren wir nicht hin?“

Wir saßen am Küchentisch, der kleine Kumpel Bernemann und ich, und hatten gerade unser opulentes Mittagmahl verspeist, meine weltberühmten Toscana-Spaghetti mit meiner spezialkulinarischen Feuer-tomatensosse. Bernemann hatte in seinen Mundwinkeln noch Reste der roten Soße kleben.

„Nein“, sagte ich, „jetzt im Winter fahren wir nicht an die Nordsee. Im Winter ist dort überhaupt nix los.“ „Weißt du das genau?“ „Das weiß ich, mein Guter. Ich war nämlich in früheren Zeiten schon einmal mit Marietta im Januar und Februar an der ostfriesischen Nordsee.“ „Warum denn das?“

„Marietta hatte damals gesundheitliche Gründe, und die Nordseeluft hat ihr dann tatsächlich gutgetan. Aber es war gar nicht so einfach, ein Quartier zu finden, weil viele Hotels und Pensionsbetriebe um diese Jahreszeit geschlossen haben.“

Schließlich fanden wir doch eine kleine Pension in Esens, die das ganze Jahr über geöffnet hatte. Unten im Parterre war eine schöne,



Schnee an der Nordsee

urige Dorfkneipe, wo wir auch frühstücken und essen konnten.“

„Cool“, rief Bernemann. „Als wir dort eintrafen, haben die Wirtsleute uns angestaunt, als kämen wir direkt von einem anderen Stern aus der Tiefe des Universums angereist. ‚Normalerweise‘, sagte die Wirtsfrau, ‚haben wir um diese Zeit keine Gäste‘. Gäste, meinte sie, gebe es erst wieder um Ostern. Sie hätten nur geöffnet, weil sie ja sowieso die Kneipe betrieben. Aber wir waren trotzdem herzlich willkommen, und die Wirtin hat sogar Extrawünsche für uns gekocht.“

„Seid ihr auch am Strand gewesen?“, fragte Bernemann. „Aber ja.

Marietta sollte ja raus an die frische Luft, und deshalb sind wir stundenlang am Strand entlang gewandert, und wir sind viele Kilometer auf dem Deich unterwegs gewesen. Warm angezogen und gut verpackt, denn es war ziemlich kalt.“ „Voll ungemütlich“, Bernemann verzog das Gesicht.

„Und eines Morgens haben wir aus dem Fenster geschaut, und es hatte über Nacht geschneit. Wir hatten Schnee an der Nordsee. Das war damals unser ostfriesischer Winter.“ „Naja, wir fahren ja im Frühling wieder hin“, sagte der kleine Bernemann zufriedengestellt.

„Du kannst jetzt im Winter auch nicht am Strand spielen, und die

Strandkörbe sind alle eingelagert – wer will sich auch bei diesem kalten Wetter in den Strandkorb hocken –, und Bullys Strandkiosk ist auch zu. Also kein Schokoladeneis und keine Pommes am Strand. Bully arbeitet drei oder vier Monate als Kellner in Bremen. Also, weißt du, da ist um diese Jahreszeit absolut nichts los.“

„Und man kann auch nicht die Berghänge mit dem Schlitten runterrodern, weil es dort keine Berge gibt“, sagte der Kleine. „Nur total flaches Land.“ „Genauso ist es, Bernemann.“ „Dann bleiben wir lieber hier. Haben wir noch 'ne Limo im Kühlschrank?“

Text: Peter Biqué;
Foto: gem

Sudoku

7				1	2	9		
4	2		1	9	5			
		2	7	8	4	5		
9	2		4	7	8	5		
7		1	5	3	6		2	
8	6			9	3		1	
	8	7	4	5		9		6
2	1	4		6				
5	9	8	3	1				4

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 2.

			2		7	9		5
	3	2	1			6		
	4	9	5					2
	8			6			9	1
			9	7	2		5	
9	5	7						4
1			3	9	8			
8		6					3	
3						4		9



Distr. Bulls

1612

BROWNE



Foto: Imago/Zuma Wire

Hingesehen

Trotz Absage wegen Corona haben in Manila laut Medienberichten mehr als 1,6 Millionen Menschen an den mehrtägigen Feiern zum Fest des „Schwarzen Nazareners“ teilgenommen. Allein zur Mitternachtsmesse mit Manilas Kardinal José Advincula im Rizal-Park kamen eine halbe Million Katholiken. Die sonst übliche Prozession war wegen der Corona-Pandemie schon zum dritten Mal in Folge abgesagt worden. Bei dem „traslación“ genannten Umgang wird eine Nachbildung der als wundertätig geltenden Statue des Schwarzen Nazareners vom Rizal-Park zu der Kirche im Stadtteil Quiapo getragen, wo die Originalfigur aufbewahrt wird. In den Vor-Corona-Jahren nahmen daran laut Kirchen- und Behördenangaben drei bis fünf Millionen Menschen teil. Für die etwa drei Kilometer lange Strecke benötigte die Prozession im Durchschnitt 20 Stunden, da Zehntausende die Statue berühren und küssen wollen. KNA

Wirklich wahr

In seinen Jahren als Ex-Papst blieb Benedikt XVI. nicht immer in seinem Kloster in den vatikanischen Gärten, sondern machte manchmal heimliche Ausflüge zur alten päpstlichen Sommerresidenz in Castel Gandolfo. Das berichtete der langjährige Bischof von Albano, Kardinal Marcello Semeraro, der Zeitung „Corriere della Sera“. Laut Semeraro liebte Benedikt XVI. die Sommerresi-



denz sehr und ließ sich auch nach seinem Rücktritt gelegentlich im Auto dorthin bringen.

Offiziell verbrachte Benedikt XVI. nur die ersten Wochen nach dem Vollzug seines Rücktritts am 28. Februar 2013 in Castel Gandolfo. Danach zog er bis zu seinem Tod am 31. Dezember 2022 ins ehemalige Kloster „Mater Ecclesiae“ in den vatikanischen Gärten.

Text/Foto: KNA

Wieder was gelernt

1. Benedikt XVI. fütterte in Castel Gandolfo gern ...

- A. die Hauskatzen.
- B. die Goldfische.
- C. die Singvögel.
- D. die Eichhörnchen.

2. Wie viele Sommer hat Franziskus schon dort verbracht?

- A. Jeden Sommer
- B. Drei Sommer
- C. Einen Sommer
- D. Noch keinen

Lösung: 1 B, 2 D

Zahl der Woche

13

Sakralbauten befinden sich im internationalen Umfrage-Ranking des Reiseportals Tripadvisor unter den 20 schönsten Gebäuden der Welt. Angeführt wird die Liste von der berühmten Sagrada Familia in Barcelona. Der spektakuläre Bau steche durch seinen künstlerischen Wert, seine Geschichte und architektonische Originalität unter allen anderen Gebäuden hervor, meint eine Mehrheit der Nutzer des globalen Reiseportals aus 130 Ländern.

Auf Platz zwei landet die Pariser Kathedrale Notre-Dame. Drei weitere Gebäude der französischen Hauptstadt stehen ebenfalls auf der Liste: Die Basilika Sacré-Cœur (Platz 9), die frühere Palastkapelle Sainte-Chapelle (Platz 16) sowie das Louvre-Museum (Platz 19).

Die evangelisch-lutherische Hallgrímskirkja im isländischen Reykjavík und der Mailänder Dom nehmen die Plätze 14 und 15 ein. KNA

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführerin:
Ruth Klaus

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller

Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 40 vom 1. 1. 2023.

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:
Einzelnnummer EUR 1,95,
Österreich EUR 1,95,
übriges Ausland EUR 2,50,
Luftpost EUR 3,00.
Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Was mit Paulus geschehen ist

Die Lebensverwandlung vor Damaskus war das Ergebnis einer wirklichen Begegnung

Papst Benedikt XVI. widmete im Paulusjahr 2008 der Bekehrung des Völkerapostels, die jährlich am 25. Januar gefeiert wird, eine Katechese. Wir drucken daraus Auszüge ab:

Der durchschnittlich gebildete Leser ist vielleicht versucht, zu sehr bei einigen Details stehenzubleiben, wie dem Licht vom Himmel, dem Zu-Boden-Stürzen, der Stimme, die ruft, dem neuen Zustand der Blindheit, der Heilung, als fielen gleichsam Schuppen von den Augen, und dem Fasten. Aber alle diese Details beziehen sich auf den Mittelpunkt des Geschehens: Der auferstandene Christus erscheint als ein strahlendes Licht und spricht zu Saulus, verwandelt dessen Denken und Leben. Der Glanz des Auferstandenen lässt ihn erblinden: So tritt auch äußerlich das zutage, was seine innere Wirklichkeit war, seine Blindheit gegenüber der Wahrheit, dem Licht, das Christus ist. Und dann öffnet sein endgültiges Ja zu Christus in der Taufe wieder seine Augen, lässt ihn wirklich sehen.

Paulus hat nie im Einzelnen über dieses Ereignis gesprochen, weil er, so denke ich, annehmen konnte, dass alle das Wesentliche seiner Geschichte kannten, denn alle wussten ja, dass er vom Verfolger in einen eifrigen Apostel Christi verwandelt worden war. Und das war nicht infolge eigenen Nachdenkens geschehen, sondern aufgrund eines bedeutsamen Ereignisses, einer Begegnung mit dem Auferstandenen. Auch wenn er nicht von den Details spricht, spielt er verschiedene Male auf diese äußerst wichtige Tatsache an, dass nämlich auch er Zeuge der Auferstehung Jesu ist, deren Offenbarung er unmittelbar von Jesus selbst empfangen hat, zusammen mit der Sendung als Apostel.

Erwählung und Sendung

Der klarste Text dazu findet sich in seiner Erzählung darüber, was den Mittelpunkt der Heilsgeschichte bildet: der Tod und die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen vor den Zeugen. Mit Worten der ältesten Überlieferung, die auch er von der Kirche von Jerusalem empfangen hat, sagt er, dass der am Kreuz gestorbene, begrabene und auferstandene Jesus nach der Auferstehung zuerst dem Kephas, also Petrus, dann den Zwölf, danach 500 Brüdern erschienen war, die zum Groß-



▲ Die Bekehrung des Paulus – um 1390 noch ganz ohne Pferd. Foto: gem

teil zu jener Zeit noch lebten; dann dem Jakobus, dann allen Aposteln. Und zu dieser aus der Überlieferung empfangenen Erzählung fügt er hinzu: „Als Letztem von allen erschien er auch mir“ (1 Kor 15,8). So gibt er zu verstehen, dass dies das Fundament seines Apostolats und seines neuen Lebens ist.

Zeugnis und Gemeinschaft

Es gibt noch andere Texte, in denen dasselbe zum Vorschein kommt: „Durch Jesus Christus haben wir die Gnade des Apostelamts empfangen“ (vgl. Röm 1,5); und weiter: „Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen?“ (1 Kor 9,1), Worte, mit denen er auf etwas anspielt, das alle wissen. Und schließlich ist in dem am meisten verbreiteten Text (Gal 1,15–17) zu lesen: „Als aber Gott, der mich schon im Mutterleib auserwählt und durch seine Gnade berufen hat, mir in seiner Güte seinen Sohn offenbarte, damit ich ihn unter den Heiden verkündige, da zog ich keinen Menschen zu Rate; ich ging auch nicht sogleich nach Jerusalem hinauf zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog nach Arabien und kehrte dann wieder nach Damaskus zurück.“ In dieser „Selbstverteidigung“ hebt er entschieden hervor, dass auch er wahrer Zeuge des Auferstan-

denen ist, eine eigene Sendung hat, die er unmittelbar vom Auferstandenen empfangen hat.

Der Auferstandene hat zu Paulus gesprochen, er hat ihn zum Apostolat berufen, aus ihm einen wahren Apostel gemacht, einen Zeugen der Auferstehung, mit dem besonderen Auftrag, das Evangelium den Heiden, der griechisch-römischen Welt, zu verkünden. Und gleichzeitig hat Paulus gelernt, dass er trotz der Unmittelbarkeit seiner Beziehung zum Auferstandenen in die Gemeinschaft der Kirche eintreten muss, dass er sich taufen lassen und im Einklang mit den anderen Aposteln leben muss. Nur in dieser Gemeinschaft mit allen wird er ein wahrer Apostel sein können.

Eine neue Existenz

Wie man sieht, interpretiert Paulus an allen diesen Stellen diesen Augenblick nie als ein Bekehrungsgeschehen. Warum? Darüber gibt es viele Hypothesen, aber für mich liegt der Grund klar auf der Hand. Diese Wende seines Lebens, diese Verwandlung seines ganzen Seins war nicht das Ergebnis eines psychologischen Prozesses, einer intellektuellen oder moralischen Reifung oder Evolution, sondern sie kam von außen: Sie war nicht das Er-

gebnis seines Denkens, sondern der Begegnung mit Jesus Christus. In diesem Sinne war es nicht einfach eine Bekehrung, ein Reifwerden seines „Ich“, sondern es war Tod und Auferstehung für ihn selbst: Eine Existenz starb, und eine andere neue entstand daraus mit dem auferstandenen Christus.

Auf keine andere Weise kann diese Erneuerung des Paulus erklärt werden. Sämtliche psychologischen Analysen können das Problem weder klären noch lösen. Allein das Ereignis, die starke Begegnung mit Christus, ist der Schlüssel zum Verstehen dessen, was geschehen war: Tod und Auferstehung, Erneuerung durch den, der sich ihm gezeigt und mit ihm gesprochen hatte. In diesem tieferen Sinn können und müssen wir von Bekehrung sprechen. Diese Begegnung ist eine wirkliche Erneuerung, die alle seine Maßstäbe geändert hat. Jetzt kann er sagen, dass das, was vorher für ihn wesentlich und grundlegend war, zu „Unrat“ geworden ist; es ist kein „Verdienst“ mehr, sondern Verlust, weil nunmehr allein das Leben in Christus zählt.

Dennoch dürfen wir nicht denken, Paulus sei auf diese Weise in ein blindes Geschehen eingeschlossen worden. Wahr ist das Gegenteil, weil der auferstandene Christus das Licht der Wahrheit, das Licht Gottes selbst ist. Das hat sein Herz geweitet, es offen für alle gemacht. In diesem Augenblick hat er nichts von alldem verloren, was es an Gutem und Wahrem in seinem Leben, in seinem Erbe gegeben hat, sondern er hat auf neue Weise die Weisheit, die Wahrheit, die Tiefe des Gesetzes und der Propheten verstanden und hat sich diese auf neue Weise wieder angeeignet. Gleichzeitig hat sich seine Vernunft der Weisheit der Heiden geöffnet; da er sich mit ganzem Herzen Christus geöffnet hatte, ist er zu einem umfassenden Dialog mit allen fähig geworden, fähig, allen alles zu werden. So konnte er wirklich der Apostel der Heiden sein.

© Libreria Editrice Vaticana

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf der Priesterausbildungshilfe e.V., Bonn. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Wir danken Gott unablässig dafür, dass ihr das Wort Gottes, das ihr durch unsere Verkündigung empfangen habt, nicht als Menschenwort, sondern – was es in Wahrheit ist – als Gottes Wort angenommen habt; und jetzt ist es in euch, den Glaubenden, wirksam.

1 Thess 2,13

Sonntag, 22. Januar
Dritter Sonntag im Jahreskreis
Kommt her, mir nach! Sofort ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach. (Mt 4,19f)

Jesus ruft die ersten Jünger mitten aus ihrer Arbeit heraus zu sich – und sie lassen alles liegen und folgen ihm. Mitten in unseren Alltag tritt Jesus und zeigt uns, dass er mit uns geht. Immer wieder haben wir die Möglichkeit, uns darauf einzulassen, Neues zu wagen und unser Leben mit ihm zu gestalten – auch heute.

Montag, 23. Januar
Wenn ein Reich in sich gespalten ist, kann es keinen Bestand haben. (Mk 3,24)

Mit Jesus Christus ist das Reich Gottes in die Welt gekommen: Überall dort, wo Menschen einander beistehen, in Achtung und Respekt begegnen, Wege zum Frieden und zur Versöhnung suchen, ist es erkennbar. Das Reich Gottes überwindet alle Spaltung und stiftet Einheit.

Dienstag, 24. Januar
Wer den Willen Gottes tut, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter. (Mk 3,35)

Täglich können wir uns fragen, was Gott uns sagen will: in Begegnungen, in den politischen und gesellschaftlichen Ereignissen, in unserer Kirche ... Immer wieder sind wir eingeladen, mit unserem Leben Antwort zu geben und uns in Gottes Willen hineinzuspüren. Dann können wir seine Nähe erfahren – wie Bruder, Schwester oder Mutter.

Mittwoch, 25. Januar
Bekehrung des hl. Apostels Paulus
Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung! (Mk 16,15)

Hinausgehen in den heutigen Tag, aufbrechen, um Gottes Wort im Heute zu

leben und es auf diese Weise seinen Geschöpfen zu verkünden. Aus vielen kleinen Samenkörnern kann Großes wachsen, wenn wir dem Reich Gottes Raum schenken.

Donnerstag, 26. Januar
Nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird euch zugeteilt werden, ja, es wird euch noch mehr gegeben. (Mk 4,24)

Liebe kennt kein Maß. Darin können wir uns täglich neu einüben: mit kleinen Zeichen der gegenseitigen Wertschätzung und Achtsamkeit. Wenn wir Liebe teilen, kommt sie zu uns zurück – andere zu beschenken, macht das eigene Herz reich und weit.

Freitag, 27. Januar
Die Erde bringt von selbst ihre Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. (Mk 4,28)

Vom Reifen und Wachsen in der Natur können wir viel

lernen. Es lädt uns ein, dem Leben zu vertrauen. Vieles kann ich nicht selber machen, sondern muss es mir schenken lassen. Ich kann die Türen meines Herzens öffnen und mich dem Leben anvertrauen. Dann kann aus einem kleinen Samenkorn Großes wachsen.

Samstag, 28. Januar
Er aber lag hinten im Boot auf einem Kissen und schlief. (Mk 4,38)

Jesus schläft. In den Stürmen des Lebens haben wir wohl schon so manches Mal diese Erfahrung gemacht! Wir drohen unterzugehen – und Jesus scheint das egal zu sein, er schläft gemütlich auf einem Kissen. Die Jünger rütteln ihn wach, schreien zu ihm um Hilfe. Weil er mit ihnen im selben Boot ist, kann er helfen und retten. Bitten wir Gott um dieses Vertrauen!



Schwester Teresia Benedicta
Weiner ist Priorin des Karmel
Regina Martyrum Berlin.



Mit der Katholischen
Sonntagszeitung
viel entdecken!

Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!



Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 15,60*.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.bildpost.de

*Preis gültig 2023